



**Akademie Verlag GmbH**

---

Friedrich Wilhelm I. und die preußische Armee: Versuch einer psychohistorischen Deutung

Author(s): Kurt R. Spillmann and Kati Spillmann

Source: *Historische Zeitschrift*, Bd. 246, H. 3 (Jun., 1988), pp. 549-589

Published by: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH (and its subsidiary Akademie Verlag GmbH)

Stable URL: <http://www.jstor.org/stable/27626142>

Accessed: 01/12/2009 03:46

---

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of JSTOR's Terms and Conditions of Use, available at <http://www.jstor.org/page/info/about/policies/terms.jsp>. JSTOR's Terms and Conditions of Use provides, in part, that unless you have obtained prior permission, you may not download an entire issue of a journal or multiple copies of articles, and you may use content in the JSTOR archive only for your personal, non-commercial use.

Please contact the publisher regarding any further use of this work. Publisher contact information may be obtained at <http://www.jstor.org/action/showPublisher?publisherCode=oldwiss>.

Each copy of any part of a JSTOR transmission must contain the same copyright notice that appears on the screen or printed page of such transmission.

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact [support@jstor.org](mailto:support@jstor.org).



Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH and Akademie Verlag GmbH are collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Historische Zeitschrift*.

<http://www.jstor.org>

# FRIEDRICH WILHELM I. UND DIE PREUSSISCHE ARMEE

VERSUCH EINER PSYCHOHISTORISCHEN DEUTUNG\*)

VON

KURT R. SPILLMANN

UND

KATI SPILLMANN

FRIEDRICH WILHELM I. ist in den Schulbüchern bekannt als der Soldatenkönig. Er genießt einen eher zweifelhaften Ruf als unmühsamer, rauher, allem Feineren abgeneigter Herrscher. Zu seinen erinnerungswürdigen Taten werden etwa die Vergrößerung der preußischen Armee, die Unterordnung des ganzen Staatswesens unter die militärischen Bedürfnisse, die Schaffung und die straffe Organisation des preußischen Beamtenstaates sowie die ungeheure Härte seinen Untertanen, seinen Soldaten und sogar seinem eigenen Sohn gegenüber gezählt.

Bereits Friedrich Wilhelms eigenen Zeitgenossen fiel aber auf, daß der Soldatenkönig gänzlich kriegsunlustig zu sein schien und seine Armee nur ins Feld schickte, wenn damit kein wirkliches Kriegsrisiko verbunden war.<sup>1)</sup> Der Widerspruch zwischen Friedrich Wilhelms lebenslangem und alle seine gewaltigen Energien beanspruchenden Einsatz für den Aufbau, die Ausrüstung und Ausbildung seiner Armee und seiner großen Scheu, diese Armee für das zu verwenden, wofür sie scheinbar aufgebaut worden war – nämlich den Krieg –, kann mit außen- und sicherheitspolitischen Erwägungen allein nicht erklärt werden.

\*) Erweiterte Fassung eines Vortrages, gehalten auf dem 16. Internationalen Kongreß der Geschichtswissenschaften, Stuttgart, 26. August 1985, im Rahmen der Table Ronde „Psychohistory: A Frontier in Method“.

<sup>1)</sup> *Heinz Kathe*, Der „Soldatenkönig“. Friedrich Wilhelm I. 1688–1740, König in Preußen – Eine Biographie. Köln 1981, 114, 125, 143.

Friedrich Wilhelms Wirken für die preußische Armee entsprach vielmehr auch einem tiefen psychischen Bedürfnis, dessen Hintergründe in seiner Biographie zu suchen sind und die unter Verwendung moderner psychoanalytischer Erkenntnisse in ihrer Entstehung, in ihren Auswirkungen und in ihren Verzahnungen mit allgemeineren Tendenzen des Zeitalters analysiert werden sollen.

### **1. Frühkindliche Erfahrungen und Biographie: das Modell der Objektbeziehungstheorie**

Die Objektbeziehungstheorie geht davon aus, daß frühkindliche Erfahrungen für die ganze Entwicklungs- und Lebensgeschichte eines Menschen eine prägende Bedeutung haben.<sup>2)</sup> Die Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeitsstruktur eines Menschen hängt von der normalen oder pathologischen Entwicklung seiner im Laufe der frühen Kindheit verinnerlichten Objektbeziehungen ab.

„Objektbeziehung“ heißt in diesem Zusammenhang die *innerliche*, primär durch affektive Erfahrung entstandene *Vorstellung* von der Beziehung zu sich selbst und zu anderen Personen und Dingen. Diese Vorstellung, die zur Innenwelt wird, bildet sich innerhalb der Mutter-Kind-Matrix aus, die vom ersten Lebenstag an nicht nur physisch, sondern auch psychisch überlebenswichtig ist. In dieser Matrix müssen ganz bestimmte Entwicklungsschritte und Entwicklungsabläufe möglich werden, damit sich das Kind zu einem gleichzeitig autonomen und beziehungsfähigen Menschen entwickeln kann. Jeder Mensch entwickelt aufgrund seiner ganz bestimmten Erfahrungen innerhalb dieser Mutter-Kind-Matrix eine innere Vorstellung von sich (Selbst-Repräsentanz) und der Umwelt (Objekt-Repräsentanz), die einer Landkarte vergleichbar ist, die ihm die für ihn gangbaren Wege im Umgang mit der Außenwelt aufzeigt.

Je nach Art der Entwicklung der Objektbeziehung kann es für einen Menschen besonders wichtig werden, geliebt, anerkannt, gefürchtet oder bewundert zu werden, zu kontrollieren oder zu dienen,

<sup>2)</sup> Margaret S. Mahler/Manuel Furer, Symbiose und Individuation. Bd. 1: Psychosen im frühen Kindesalter. 2. Aufl. Stuttgart 1979; Edith Jacobson, Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt am Main 1978; Otto F. Kernberg, Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus. Frankfurt am Main 1983; Bela Grunberger, Vom Narzißmus zum Objekt. Frankfurt am Main 1976; Rene A. Spitz, Vom Säugling zum Kleinkind. Stuttgart 1980; Jay R. Greenberg/Stephen A. Mitchell, Object Relations in Psychoanalytic Theory. Cambridge, Mass./London 1983.

sich zu engagieren oder sich zu distanzieren. *Wie* der Mensch seine Triebe kontrolliert oder reguliert, *wie* er andere Menschen behandelt oder selbst behandelt sein will, *wie* er die Realität einschätzt, *wie* er seine Intelligenz einsetzt – kurz, seine ganze sogenannte Ich-Organisation –, ist schicksalhaft verknüpft mit seiner Objektbeziehungs-Entwicklung.

Margaret Mahler hat aufgrund empirischer Studien nachgewiesen, daß psychische Störungen und Pathologien des Erwachsenen ihre Wurzeln in diesem frühen Entwicklungsprozeß der Objektbeziehungen haben und daß die *Art* der Störung korreliert mit dem spezifischen Entwicklungsabschnitt in den frühen Objektbeziehungen (Autismus, Symbiose, Separation/Individuation), der nicht oder schlecht bewältigt wurde.<sup>3)</sup> Störungen im Beziehungsbereich sind nach Mahler zurückzuführen auf Entwicklungsschicksale in den ersten Lebensjahren.

Thematik und Problematik der ersten Lebensjahre können nach Mahler in allgemeiner Weise so zusammengefaßt werden:

Am Ende des ersten Lebensmonates beginnt der Übergang von der autistischen zur symbiotischen Phase, d.h. die „autistische Schale“, die das neugeborene Kind ziemlich weitgehend von den Reizen der Umwelt abschirmt, wird langsam brüchig. Damit wird das Kind in größerem Maße psychisch abhängig von der Mutter, besonders von ihrer *gefühlsmäßigen* Bereitschaft, sich auf das Kind einzustimmen. Diese gefühlsmäßige Bereitschaft der Mutter muß nun das nötige Reizschild vor schädigenden Umwelteinflüssen bilden. Einführendes Eingehen auf das Kind läßt Urvertrauen im Sinne eines grundlegenden Sicherheitsgefühls im Kinde entstehen<sup>4)</sup> oder – im Falle des Fehlens dieses „einführenden Eingehens“ – eben nicht entstehen. Die biologische Abhängigkeit des Kindes von seiner Mutter wandelt sich so fortschreitend zu einer psychologischen Abhängigkeit, und ein schwerer Mangel an emotionaler Verfügbarkeit, an „normaler Hingebung“ („good enough mothering“ nach Winnicott) von seiten der Mutter in dieser Phase kann zu einer irreversiblen Persönlichkeitsstörung führen.<sup>5)</sup>

<sup>3)</sup> Mahler/Furer, Symbiose (wie Anm. 2), 13 ff.

<sup>4)</sup> Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft. 5. Aufl. Stuttgart 1973, 241 ff.

<sup>5)</sup> D(onald) W(oods) Winnicott, Von der Kinderheilkunde zur Psychoanalyse. Frankfurt am Main 1983, 157 ff.

Auf dieser Grundlage der emotionalen Verfügbarkeit der Mutter wächst im Kind die Fähigkeit zur Bewältigung der zwei nächsten ebenfalls grundlegend wichtigen Entwicklungsaufgaben:

- es muß eine fortschreitende *Differenzierung* der ursprünglich in der Symbiose noch verschmolzenen Vorstellungen vom Selbst und von den Objekten, d.h. von Selbst-Repräsentanz und von Objekt-Repräsentanz, leisten, und damit auch eine Differenzierung von innen und außen, die für das Kind am Anfang seiner Entwicklung noch nicht unterscheidbar sind.
- es muß eine zunehmende *Fähigkeit zur Integration* der ursprünglich getrennten guten (d.h. angenehme Wirkung erzeugenden) und schlechten (d.h. unangenehme Wirkung erzeugenden) Selbst- und Objekt-Repräsentanzen leisten. (Das Kind kann anfänglich das gute Objekt, z.B. die nährende, verfügbare Mutter, und das „schlechte“ Objekt, z.B. die nicht verfügbare, frustrierende Mutter, nicht als ein und dieselbe Person erkennen.)

Mit der Integration dieser gegensätzlichen Vorstellungen vom guten und schlechten Objekt wird es dem Kinde möglich, seine Liebe zur Mutter (und zu sich selbst) auch über Enttäuschungen hinweg zu erhalten. Es gewinnt damit emotionale Konstanz und innere Kontinuität, auch wenn es sich immer wieder einmal enttäuscht fühlt. Gelingt die wichtige Entwicklungsaufgabe der Integration der „guten“ und „schlechten“ Repräsentanzen des Selbst und der Objekte nicht, so bleibt der anfänglich entwicklungsadäquate Mechanismus der *Spaltung* erhalten und wird vom Ich nunmehr *aktiv* als Schutz vor schweren Konflikten als sog. *Abwehrmechanismus* eingesetzt.<sup>6)</sup> Durch die Fixierung der Spaltung bleiben widersprüchliche Affektzustände wie auch gegensätzliche Selbst- und Objektrepräsentanzen getrennt. Die Bedrohung und Zerstörung der guten Selbst- und Objektbilder durch schlechte Selbst- und Objektbilder wird durch die Spaltung abgewehrt, d.h. die guten Selbst- und Objektbilder werden durch die Spaltung vor der Wut gegen die schlechten Selbst- und Objektbilder geschützt.

Eine Fixierung der Spaltungsvorgänge gründet vorwiegend in überwältigenden und unerträglichen Verlassenheitsgefühlen, die nur durch eine solche Abspaltung bewältigt werden können. Das hat einschneidende Folgen für die Ich-Entwicklung wie auch für die

<sup>6)</sup> *Anna Freud*, Das Ich und die Abwehrmechanismen, in: Die Schriften der Anna Freud, Bd. 1. München 1980, 193–355.

Entwicklung der Objektbeziehungen: Sie führt zu einer chronischen Charakterstruktur, die von Kernberg ausführlich beschrieben und *Borderline*-Persönlichkeitsorganisation genannt worden ist.<sup>7)</sup> Der Begriff „Borderline“ bezeichnet nach Kernberg eine chronische Charakterorganisation, die weder typisch neurotisch noch typisch psychotisch genannt werden kann und die gekennzeichnet ist u. a. durch typische Störungen im Bereich der verinnerlichten Objektbeziehungen wie auch durch eine typische Konstellation von Abwehrmechanismen des Ichs. In der Vorgeschichte von Menschen mit einer *Borderline*-Persönlichkeitsorganisation fand Kernberg und findet die seitherige Forschung fast durchgängig eine Häufung schwerer Frustrationen ebenso wie eine Häufung von Aggressionsäußerungen in den ersten Lebensjahren.<sup>8)</sup>

Unsere These geht dahin, daß wir es bei Friedrich Wilhelm I. mit einer *Borderline*-Persönlichkeitsorganisation zu tun haben. Die *Borderline*-Persönlichkeitsorganisation ist gekennzeichnet durch ein gespaltenes Selbstbild, dessen eine Seite gut und dessen andere Seite schlecht ist, und durch ein gespaltenes Objektbild, dessen eine Seite gut und belohnend und dessen andere Seite schlecht und entziehend ist. Das schlechte Selbstbild und das schlechte Objektbild sind verbunden durch Affekte von Wut, Angst, Hilflosigkeit und Verlassenheit. Das gute Selbstbild und das gute Objektbild hingegen sind verbunden durch Affekte des Wohlbefindens und der Geborgenheit. Die Spaltung bringt es mit sich, daß die *Borderline*-Persönlichkeit kein integriertes Selbstgefühl und damit auch kein stabiles Identitätsgefühl entwickeln kann und daß sie chronisch abhängig bleibt von äußeren Objekten. Diese müssen nach Möglichkeit unter Kontrolle gehalten werden, um Ängste, die mit der Projektion schlechter Selbst- und Objektbilder verbunden sind, abwehren zu können. Durch die Projektion abgespaltener bzw. total schlechter Selbst- und Objektbilder auf die Außenwelt wird die Welt als entsprechend bedrohlich und gefährlich erlebt. Unberechenbare aggressive Ausbrüche gegen diese bedrohliche Welt sind häufig. Kernberg vermutet, daß die Integration gegensätzlicher Objektbilder die wichtigste Quelle für die Neutralisierung von Aggressionen darstellt und daß bei einer Fixierung der Spaltungsvorgänge diese Neutralisierung der

<sup>7)</sup> Kernberg, *Borderline*-Störungen (wie Anm. 2), 22.

<sup>8)</sup> James F. Masterson, *Psychotherapie bei Borderline-Patienten*. Stuttgart 1980.

Aggression nicht ausreichend erfolgen kann.<sup>9)</sup> Mangelhafte Impulskontrolle in Form von episodischen Durchbrüchen, wie sie von Friedrich Wilhelm in großer Zahl überliefert sind, und widersprüchliche Charaktereigenschaften sind eine weitere Folge der mißglückten Integration. Ambivalenz, d. h. Vermischung von Gut und Böse, bleibt unerträglich. Die Spaltung wird laufend als Abwehrmechanismus benötigt. Dadurch wird die Entwicklung eines integrierten Objektbildes, das gleichzeitig gute und böse Aspekte enthält, blockiert. Ein integriertes Objektbild aber wäre wiederum Voraussetzung dafür, sich in andere Menschen einfühlen und Anteil nehmen zu können. Mitmenschen werden von Borderline-Charakteren als fremd erlebt.

Schließlich entstehen durch die Spaltung auch zwei völlig unverbundene Ich-Sphären, die zwar nebeneinander, aber vollständig getrennt funktionieren: „Die Linke weiß nicht, was die Rechte tut“. Typisch ist dabei die wechselseitige Verleugnung von zwei Bewußtseinsbereichen, die emotional gegensätzlich sind, aber gleichzeitig gelebt werden. Als Beispiele können hier Friedrich Wilhelms sprichwörtlicher Geiz und seine spartanische Lebensweise einerseits, andererseits seine gleichzeitige unglaubliche Verschwendungssucht in bezug auf seine Langen Kerls erwähnt werden. Ebenso gehören in dieses Kapitel seine drakonische Strenge bei gleichzeitigem Liebesbedürfnis („Lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!“<sup>10)</sup>) oder seine Denkhemmung und Undiszipliniertheit während der Schuljahre gegenüber seiner gleichzeitig sich immer wieder manifestierenden Klugheit und Ernsthaftigkeit im Unterricht bzw. seiner von höchster Intelligenz zeugenden raschen Umgestaltung der Verwaltung nach der Thronbesteigung.<sup>11)</sup> Als heranwachsender Knabe

<sup>9)</sup> Kernberg, Borderline-Störungen (wie Anm. 2), 49.

<sup>10)</sup> S. Fischer-Fabian, Preußens Gloria. Der Aufstieg eines Staates. Locarno 1979, 128.

<sup>11)</sup> Vgl. Acta Borussica. Denkmäler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert. Hrsg. v. d. Akademie der Wissenschaften. Abt. 1: Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert, Bd. 2–5. Berlin 1898–1912; Otto Büsch, Die Militarisierung von Staat und Gesellschaft im alten Preußen, in: Preußen. Beiträge zu einer politischen Kultur. Hrsg. v. Manfred Schlenke. Berlin 1981, 45–61; R. A. Dorward, The Administrative Reforms of Frederick William I. of Prussia. Cambridge, Mass. 1953; Gustav Schmoller, Die innere Verwaltung des preußischen Staates unter Friedrich Wilhelm I., in: Preußische Jahrbücher 26, 1870.

wurde er von den einen als träge, dick und verschlafen bezeichnet, während z. B. Wilhelm III. von Oranien ihn für das „charmanteste und hoffnungsvollste Kind“ hielt, das er je gesehen habe.<sup>12)</sup> Und als reifer Mann gestand er: „Ja, meine Krankheit kenne ich so wohl als einer. Ich bin ein böser Mensch, und wenn ich einen Tag gut bin, so bin ich doch hernach gleich wieder böse. Das weiß ich wohl, aber ich kann nicht anders werden.“<sup>13)</sup>

Die *Nichtbewältigung* der wichtigen Entwicklungsschritte der Differenzierung von Selbst und Objekt, von innen und außen, sowie der Integration von guten und schlechten Selbst- und Objekt-Repräsentanzen, kann grundsätzlich *drei verschiedene Ursachen* haben:

- 1) die *Unfähigkeit des Kindes*, konstitutionell oder organisch bedingt, äußere Reize aufzunehmen und zu assimilieren;
- 2) ein *Versagen der Umwelt* in kritischen Entwicklungsmomenten; z. B. als fehlende Möglichkeit, sich an eine bestimmte Mutterfigur binden zu können, oder als abrupter Abbruch einer solchen Beziehung; oder
- 3) die *Unfähigkeit der Mutter*, ein Klima der „normalen Hingebung“ zu schaffen.

Für die Ätiologie von Friedrich Wilhelms Borderline-Charakterorganisation scheint eine sich gegenseitige überlagernde und verstärkende Kombination der drei genannten Ursachen verantwortlich zu sein.

## 2. Friedrich Wilhelms Kindheit

*Konstitutions- und anlagemäßig* stammte Friedrich Wilhelm aus einer seit Generationen immer wieder erneuerten Verbindung des Hohenzollernhauses mit den Welfen, in deren Vor- und Nachfahrenreihen nach dem Urteil der Biographen geradezu eine „Musterkarte von Sonderlingen“ bis hin zu Ludwig II. von Bayern und seinem Bruder Otto zu finden ist.<sup>14)</sup> Und mit seinem Großvater (dem Großen Kurfürsten) teilte Friedrich Wilhelm I. körperliche und charakterliche Eigenarten, vom plötzlich aufbrausenden Jähzorn bis

<sup>12)</sup> Carl Hinrichs, Friedrich Wilhelm I., König in Preußen. Eine Biographie. Hamburg 1943, ND Darmstadt 1968, 55, 58, 66, 81.

<sup>13)</sup> Zit. nach Fischer-Fabian, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 148.

<sup>14)</sup> Hans Roeseler, Friedrich Wilhelm I. 1688–1740, in: Die Großen Deutschen. Neue Deutsche Biographie. Hrsg. v. Willy Andreas u. Wilhelm von Scholz. Bd. 2. Berlin 1935, 117.



zur körperlichen Wesensart. Auch starb Friedrich Wilhelm I. wie sein Großvater an der Hohenzollern-Krankheit, der Gicht und Wassersucht. Wir müssen annehmen, daß er konstitutionell mit bestimmten Schwächen belastet war, die seine Möglichkeiten psychischer Entwicklung und Verarbeitung mit beeinträchtigten.

Zu Friedrich Wilhelms konstitutioneller Beeinträchtigung trat das *Versagen der Umwelt*: Im Alter von sechs Wochen wurde er wegen des befürchteten Kriegsausbruchs zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. von Frankreich von Berlin nach Hannover unter die Obhut der Großmutter, der Herzogin Sophie von Hannover, gebracht; im Alter von vier Jahren hatte er – unter Zurücklassung aller Bezugspersonen – wieder nach Berlin zurückzukehren.

Über Einzelheiten der ersten Umsiedelung berichten die Quellen wenig, und es ist auch nicht bekannt, durch wieviele Hände das Kleinkind in jenen Wochen gegangen ist. Über seine Kinderfrau in Hannover, Oberhofmeisterin von Harling, verlautet lediglich, daß sie schon Friedrich Wilhelms Mutter Sophie Charlotte erzogen habe und eine „treffliche Frau“ gewesen sei.<sup>15)</sup>

Die später manifest werdenden Schwierigkeiten in Friedrich Wilhelms Entwicklung könnten ihren Anfang genommen haben in einer *ungenügenden Abschirmung* in der symbiotischen Entwicklungsphase, und sie haben ihre traumatische Fortsetzung gefunden in der abrupten Rückverpflanzung in seinem vierten Lebensjahr, als er plötzlich aus der ihm vertrauten Umgebung herausgerissen wurde.

Über seine Entwicklung während der ersten Kindheitsjahre in Hannover liegen nur wenige Informationen vor. Auffallend ist die lebenslange Abneigung zwischen Friedrich Wilhelm und Georg August, seinem um fünf Jahre älteren Cousin, dem späteren König Georg II. von England, der ebenfalls am Hofe der gemeinsamen Großmutter in Hannover aufgezogen wurde. Der „schwer lenkbare und zu Widerspruch und Jähzorn neigende Brausekopf Georg August“ dürfte auf seinen kleineren, „von der Großmutter abgöttisch geliebten“ Cousin Friedrich Wilhelm eifersüchtig gewesen sein, und er hat ihn auch immer wieder grob behandelt und gequält.<sup>16)</sup> Gleichzeitig

<sup>15)</sup> *Georg Schnath*, Geschichte Hannovers im Zeitalter der neunten Kur und der englischen Sukzession 1674–1714, Bd. 2. Hildesheim 1976, 494.

<sup>16)</sup> Ebd. 500; *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 19; *Robert Er-gang*, The Potsdam Fuhrer: Frederick William I. Father of Prussian Militarism. New York 1941, 26.

dürfte er aber auch Ansporn in der Entwicklung Friedrich Wilhelms gewesen sein.<sup>17)</sup>

Es besteht auf alle Fälle kein Zweifel, daß Friedrich Wilhelm sich in Hannover „daheim“ gefühlt haben muß, daß der kleine Junge emotional gebunden war, nicht nur an seine Großmutter und seine Erzieherin, sondern auch an die beiden Kinder, Kurprinz Georg August und dessen Schwester Sophie Dorothea, mit denen er gemeinsam seine ersten Lebensjahre verbrachte. Sophie Dorothea war ein Jahr älter als er und wurde später seine Frau.

Seine Verpflanzung nach Berlin im Alter von vier Jahren kam einem *gewaltsamen Abbruch* der bestehenden emotionalen Bindungen gleich. Bowlby hat in bewegenden Untersuchungen nachgewiesen, daß solche Unterbrechungen bestehender affektiver Bindungen zu überwältigender Angst, zu Schmerz, Wut und bleibenden Störungen führen.<sup>18)</sup>

Zusätzlich weist Anna Freud in ihren Schriften über die Kinderentwicklung auf die folgenschweren Konsequenzen hin, die sich ergeben, wenn das Kind in der anal-sadistischen Phase der Ich-Entwicklung (3./4. Lebensjahr) keine geeignete und verlässliche Bezugsperson zur Verfügung hat.<sup>19)</sup> Die aus diesem Mangel erwachsenden Gefühle der Verzweiflung, der Angst und der Wut führen zu aggressiv-destruktiven Folgeerscheinungen, die jedem erzieherischen Eingriff gegenüber unbeeinflussbar bleiben, ein Phänomen, das bei Friedrich Wilhelm schon sehr bald zum großen Problem für seine Erzieher wurde und in seinem ganzen weiteren Leben eine wichtige Rolle spielen sollte.

Der kleine Friedrich Wilhelm verlor durch die abrupte Verpflanzung nach Berlin schlagartig seine ihm lieben und vertrauten Bezugspersonen und wurde mit einer neuen, fremden Umgebung konfrontiert, die sich, wie wir im folgenden sehen werden, dem kleinen Prinzen gegenüber uneinfühlsam und unverlässlich verhielt. Die schon bald auftretenden Wutausbrüche des kleinen Prinzen und seine immer wieder in den Vordergrund tretende Unbeeinflussbarkeit in erzieherischen Belangen, die die Biographen seinem „Natu-

<sup>17)</sup> *Jacobson*, Das Selbst (wie Anm. 2), 66.

<sup>18)</sup> *John Bowlby*, Das Glück und die Trauer. Herstellung und Lösung affektiver Bindungen. Stuttgart o.J. (englische Erstausgabe London 1979).

<sup>19)</sup> *Anna Freud*, Die normale Kinderentwicklung. Maßstäbe und Beurteilung, in: Die Schriften der Anna Freud, Bd. 8. München 1980, 2187.

rell“ zuschreiben<sup>20)</sup>, haben ihren Grund wohl weit eher in einem Übermaß an Aggressionen, das durch Gefühle der Angst, der Verzweiflung und des Ohnmächtig-Ausgeliefertseins ausgelöst wurde und sich in ohnmächtigen Ausbrüchen Luft zu schaffen versuchte. „Bei seinem wechsellvollen Temperament konnte es ... eine Weile überraschend gut gehen, aber plötzlich war wieder die Grenze des für seine elementare Natur Erträglichen erreicht, und unter dem Übermaß an Quälerei und aufgestautem Widerwillen brach er in besinnungslose, tobende und gewalttätige Wut aus. Grimassen des Ekels und der Verzweiflung kündigten diese Ausbrüche an, und dann wälzte er sich auf dem Fußboden, stieß den Kopf gegen die Mauer, packte Rebeur (sein Erzieher seit 1697), als wenn er ihn erwürgen wollte, riß sich die Kleider auf, zog den Degen, um sich zu erstechen oder sich an dem Lehrer mit tausend Degenstichen wegen der Qual des Vokabellernens ‚zu erkühlen‘.“<sup>21)</sup>

Mit der Art der Rückverpflanzung Friedrich Wilhelms nach Berlin in seinem vierten Lebensjahr und dem damit verbundenen gewaltsamen Abbruch seiner engsten emotionalen Beziehungen hat seine Umwelt jedenfalls in einem für ihn kritischen Entwicklungsmoment versagt.

### 3. Das Versagen der Mutter

Zur konstitutionellen Schwäche Friedrich Wilhelms und zum Versagen der Umwelt trat nun – als dritter Faktor – auch noch die *Unfähigkeit seiner Mutter* hinzu, ein Klima der „normalen Hingebung“ zu schaffen.

Carl Hinrichs hat in seiner äußerst sorgfältigen und anschaulichen Darstellung der Jugend Friedrich Wilhelms die so bedeutungsvolle Beziehung des Prinzen zu seiner Mutter in folgender Weise geschildert: „Selten haben die Absichten einer Mutter in einem größeren Gegensatz zu dem wahren Naturell ihres Kindes gestanden als bei Sophie Charlotte und ihrem Sohn. Noch war er ihr so gut wie ganz überlassen, denn der Kurfürst hatte sich vorgenommen, ihn erst nach Abschluß der Kinderjahre und der eigentlichen Elementarerziehung an sich zu nehmen und persönlich in die Staatsgeschäfte einzuführen. Aber schon begann ihr der Knabe zu entgleiten, dessen Wesen aus einem Grunde emporwuchs und einen Le-

<sup>20)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 46.

<sup>21)</sup> Ebd. 42.

bensraum um sich entfaltete, von dem keine Verbindung zu der Welt der Mutter führte. Aber man muß auch fragen, ob es einer Frau, einer Mutter, überhaupt gegeben ist, wie Sophie Charlotte es vorhatte, die Lebensrichtung eines Knaben, der zum Soldaten und Staatsmann geboren ist, entscheidend zu bestimmen; ob der Heranwachsende sich nicht immer und zuerst in der Welt der Männer orientieren, dort seine Vorbilder suchen und alle weiblichen Beeinflussungsversuche mit der Überheblichkeit gesunder Knaben von sich weisen wird. Sophie Charlotte sollten schwere Enttäuschungen nicht erspart bleiben, weil sie sich nach ihren persönlichen Neigungen, aus ihrer Lektüre und der Überlieferung des Hauses Hannover ein fürstliches Idealbild geschaffen hatte, dem ihr Sohn, der ihr gegenüber so fremdartig angelegt war, nun einmal nicht entsprechen konnte.“<sup>22)</sup>

Hinrichs Interpretation der Mutter-Sohn-Beziehung ist aus verschiedenen Gründen interessant:

- es wird deutlich, daß Friedrich Wilhelm in der wichtigen Zeit zwischen vier und sieben Jahren größtenteils der Mutter und anderen weiblichen Identifikationsfiguren ausgeliefert oder ausgesetzt war;
- es wird weiter deutlich, daß er sich schon sehr rasch und vehement gegen sie aufbäumte und alle ihre Erwartungen, die sie in ihn gelegt hatte, zu durchkreuzen begann;
- es wird aber auch deutlich, daß sogar ein in der Sachdarstellung äußerst gewissenhafter Historiker von der Statur eines Carl Hinrichs bei der Darstellung von Beziehungsaspekten an der Oberfläche stecken bleibt bzw. unversehens mit „allgemeinmenschlichen“ Klischees zu operieren beginnt, wenn ihm die wissenschaftlichen Theorien und Erkenntnisse der Tiefenpsychologie unbekannt sind.

Hinrichs spricht z. B. vom „wahren Naturell“ Friedrich Wilhelms, von einem „Wesen, das aus einem Grunde emporwuchs, von dem keine Verbindung zu der Welt der Mutter führte“, von „der Überheblichkeit gesunder Knaben“, die alle weiblichen Beeinflussungsversuche von sich weisen. Die moderne psychoanalytische Objektbeziehungstheorie hat gezeigt, daß es kein „wahres Naturell“ gibt, sondern daß das sog. „Naturell“ bereits das Produkt frühkind-

<sup>22)</sup> Ebd. 46.

licher Objektbeziehungs-Erfahrungen ist. Und es ist nicht ein vorgegebenes „Wesen“ des Kindes, das aus einem mystifizierten „Grunde“ hervorwächst, der keine Beziehung zur Mutter zulassen würde, sondern eine Kluft zwischen Mutter und Kind, wie sie zwischen Sophie Charlotte und Friedrich Wilhelm bestand, war bereits das Resultat einer früh gestörten Beziehung zwischen Mutter und Kind. Und schließlich ist auch eine extreme Abwehrhaltung eines Knaben allem Weiblichen gegenüber nicht Ausdruck einer „gesunden Überlegenheit“, sondern vielmehr Ausdruck einer gestörten Objektbeziehung.

Wie kommt eine solche Entwicklung zustande, und wie ist sie in unserem Zusammenhang zu verstehen?

Sophie Charlotte war eine starke Persönlichkeit mit weitgespannten Interessen und einer für damalige Zeiten vielseitigen Bildung. Sie war lebhaft und eigenwillig, von gedrungener, rundlicher Figur, und wurde die „philosophische“, die „schöne“ und die „unvergleichliche“ Königin genannt.<sup>23)</sup> Sie war auch eine ehrgeizig ruhelose Frau, vom Gedanken der Größe und Überlegenheit des welfischen Geburtshauses durchdrungen, dessen Interessen sie alles in ihrem Leben fraglos unterordnete. Diesem Welfenhaus, seinen Traditionen und Aspirationen, sollte Friedrich Wilhelm nahekommen, und damit gleichzeitig den hohenzollernschen Traditionen entfremdet werden. Friedrich Wilhelm war und blieb für Sophie Charlotte in ihrem „leidenschaftlichen Familienegoismus“ ein Welfe und sollte vor allem welfischen Interessen dienen.<sup>24)</sup> Er sollte ihren Vorstellungen entsprechend ein weltgewandter, von französischer Lebensart und esprit durchdrungener, galanter und musisch gebildeter Mann werden, der Macht, Schönheit, Prunk und den grandiosen Rahmen liebte und sich darin mit Leichtigkeit und Überlegenheit zu bewegen wußte. „Ihr Fürstenideal trug manche Züge vom Bilde ihres Vaters“<sup>25)</sup>, des Herzogs Ernst August von Hannover. Friedrich Wilhelm sollte die männliche Potenzierung alles dessen werden, was sie sich wünschte und als bewundernswert betrachtete. Ihr Mann, Friedrich I., den sie nur aus politischen Gründen geheiratet hatte und von dem sie verächtlich als von „ihrem Aesop“ sprach<sup>26)</sup>, sollte

<sup>23)</sup> *Heinrich Borkowski*, Königin Sophie-Charlotte als Mutter und Erzieherin, in: *Hohenzollern-Jahrbuch* 7, 1903, 223.

<sup>24)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 11, 13 f., 103 f.

<sup>25)</sup> Ebd. 27.

<sup>26)</sup> Ebd. 15.

auf Friedrich Wilhelm, diese Inkarnation ihrer Größenvorstellungen, möglichst wenig Einfluß gewinnen können.

Friedrich Wilhelm diene also von Anbeginn an den narzißtischen Größenvorstellungen und Gratifikationsbedürfnissen Sophie Charlottes. Dies machte sie unfähig, zwischen ihren eigenen Bedürfnissen und den Bedürfnissen Friedrich Wilhelms zu unterscheiden. Wenn sie sich in Berlin aufhielt, mußte ihr der Prinz jeden Tag seine Aufwartung machen. Im Beschäftigungsplan von 1701 hatte dies sogar zweimal täglich zu geschehen, nämlich vormittags von 11–12 Uhr und abends von 6–7 Uhr.<sup>27)</sup> Auch als sie sich 1697 in Schönhausen aufhielt, mußte er täglich zu ihr hinauskommen. Die häufigen und intensiven Begegnungen mit dieser lebhaften, eigenwilligen Frau blieben nicht ohne prägende Wirkung auf den kleinen Friedrich Wilhelm, der auch immer wieder versucht hat, ihre einführende (nicht narzißtische!) Zuwendung und Liebe zu gewinnen. Aber so häufig die Begegnungen auch waren, die Enttäuschungen darüber, keine emotionale Zuflucht bei ihr zu finden, müssen zu zahlreich gewesen sein. Die Beziehung des Sohnes zur Mutter blieb schwankend zwischen Umwerbung, Unsicherheit und trotziger Auflehnung, denn unemphatisches, echoloses Verhalten der Mutter den kindlichen Gefühlen und Bedürfnissen gegenüber wird vom Kind als immer neues Verlassenwerden und als immer neue Verunsicherung erlebt.

Die von Hinrichs mitgeteilten Aufzeichnungen der Gespräche von Sophie Charlotte mit ihrem Sohn über Fénelons „Télémaque“ stammen zwar aus einer etwas späteren Zeit (als Friedrich Wilhelm etwa zwölf Jahre alt war), sie spiegeln aber dieses Interaktionsmuster, dem Friedrich Wilhelm seit seiner Rückkehr nach Berlin ausgesetzt gewesen sein muß. Hinrichs spricht davon, daß diese Gespräche „... wirken wie ein literarischer Monolog Sophie Charlottes, begleitet von dem Echo eines Kindes, das sich nicht ohne natürliche Klugheit anstrengt, ihren Erwartungen zu entsprechen“.<sup>28)</sup>

Friedrich Wilhelm war seiner Mutter äußerlich ähnlich, „... die blühende Gestalt, die ovale Gesichtsform, die blauen Augen, die schönen Haare erinnerten lebhaft an seine Mutter“.<sup>29)</sup> Auch hatte er eine zarte, weiße Haut, unter der er später sehr litt, da er sie als un-

<sup>27)</sup> *Borkowski*, Königin Sophie-Charlotte (wie Anm. 23), 228.

<sup>28)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 52.

<sup>29)</sup> *Heinrich Borkowski*, Erzieher und Erziehung König Friedrich Wilhelms I., in: Hohenzollern-Jahrbuch 8, 1904, 92.

männlich empfand; Sophie Charlotte ließ ihn denn auch häufig als „Cupido“ oder „David“ porträtieren.<sup>30)</sup> Zudem liebte sie es, ihren Sohn als Liebesgott in den Balletten auftreten zu lassen, die sie an ihrem Hofe aufführen ließ. „Die jugendfrische Gestalt des Prinzen und die geschickten körperlichen Bewegungen verhalfen ihm zu großen Erfolgen, wenn er als Cupido in den Balletten seiner Mutter sich zeigen mußte“, wird berichtet; aber er haßte diese Vergnügungen und kehrte später nur in Ausnahmesituationen zum Tanzen zurück.<sup>31)</sup>

Die Beschreibung der Tanzszene fängt die Stimmung ein, welche die mangelnde mütterliche Einfühlsamkeit Sophie Charlottes ahnen läßt. Sie benutzte die körperliche Attraktivität ihres Sohnes zu narzißtischen Zwecken, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß der Anlaß ihrer Ergötzung für Friedrich Wilhelm peinlich und schwierig war.

Friedrich Wilhelm wurde erst mit sieben Jahren in männliche Hände übergeben, „... denn der Kurfürst hatte sich vorgenommen, ihn erst nach Abschluß der Kinderjahre und der eigentlichen Elementarerziehung an sich zu nehmen ...“.<sup>32)</sup> Das bedeutete nicht nur, daß er bis zum Alter von sieben Jahren fast ausschließlich mit Frauen zusammen war, es bedeutete auch, daß sein Vater für seine psychische Entwicklung in jenen Jahren nicht zur Verfügung stand und ihm in keiner Weise eine Hilfe war. Im Gegenteil, so, wie man Friedrich Wilhelm mit dem strengen calvinistischen Gott drohen konnte, konnte man ihm auch mit seinem Vater drohen. Er fürchtete beide gleichermaßen, da sie für ihn beide gleichermaßen unerreichbar waren.<sup>33)</sup> Es gilt heute als weitgehend unbestritten, daß die präödpale Vaterbeziehung, d.h. die Realpräsenz eines väterlichen Objektes, wichtige entwicklungspsychologische und strukturbildende Funktionen hat. Es ist der Vater oder Vaterersatz, der es dem Kinde ermöglicht, sich von der Mutter zu distanzieren, ohne sie endgültig verlassen zu müssen, wenn die Symbiose mit ihr zu eng

<sup>30)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 20.

<sup>31)</sup> *Borkowski*, Erzieher und Erziehung (wie Anm. 29), 126.

<sup>32)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 46.

<sup>33)</sup> *Gerhard Oestreich*, Friedrich Wilhelm I. Preußischer Absolutismus, Merkantilismus, Militarismus. (Persönlichkeit und Geschichte, Bd. 96/97.) Göttingen 1977, 16. „Den Vater sah er meist nur bei den öffentlichen Examina, in denen er Kenntnisse vortäuschte, die er nicht besaß, und papageienhaft wiederholte, was man ihm eingetrichtert hatte.“ *Fischer-Fabian*, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 92 f.

oder enttäuschend wird. Die Erreichbarkeit des Vaters ermöglicht dem Kinde die allmähliche Überwindung der symbiotischen Bedürfnisse und das Hineinwachsen in eine bifokale Dyade. Mit anderen Worten, das vorherrschende symbiotische Erleben „Ich als Zentrum aller Beziehungen“ (das die Mutter einschließt) wird mit Hilfe des Vaters zur Möglichkeit von Mehrfachbeziehungen erweitert. Entscheidend für diesen Entwicklungsschritt ist auch die Erfahrung der Beziehung *zwischen* den Eltern.<sup>34)</sup>

Greenson weist auf die überragende Bedeutung – und Schwierigkeit – hin, die für den präödipalen Knaben darin liegt, die Symbiose und anschließende Identifikation mit der Mutter zu beenden und sich statt dessen mit dem Vater zu identifizieren.<sup>35)</sup> Abgesehen vom Vater kann auch die Mutter diesen wichtigen Schritt in doppelter Hinsicht erleichtern und fördern: indem sie einerseits den Jungen in seinen „männlichen“ Unternehmungen und Aktivitäten unterstützt, d.h. sich darüber freut, und indem sie andererseits bereit ist, den Jungen aus ihrer Welt zu entlassen und ihm so erlaubt, dem Vater nachzueifern. Das setzt allerdings voraus, daß auch sie selbst den Vater achtet und liebt. Beide Bedingungen waren bei Friedrich Wilhelm nicht erfüllt. Sophie Charlotte war ihm weder in der einen noch in der anderen Hinsicht eine Hilfe: Sie wollte ihren Sohn auf keinen Fall aus ihrer Welt entlassen; sie liebte ihn vor allem sauber, artig, aufgeputzt, als Cupido tanzend; zudem verachtete sie den ihr geistig unterlegenen Mann, von dem sie ja eigentlich getrennt, d.h. in einem eigenen Hofstaat, lebte. Schließlich war der Vater auch durch das Hofzeremoniell viel zu weit von seinem Sohn entfernt, um ihm eine konkrete Hilfe sein zu können.

Friedrich Wilhelms forciert derbe militaristische Männlichkeit, seine Verachtung alles Weiblichen und sein Hang zu Männerbünden (Armee, Tabakskollegium) sind Hinweise auf eine unzureichende Identifikation mit dem Väterlich-Männlichen und deuten auch auf eine brüchige männliche Geschlechts-Identität hin. Unsere These geht dahin, daß hinter dieser brüchigen Geschlechtsidentität Friedrich Wilhelms eine nicht aufgelöste Identifikation mit dem Mütterlich-Weiblichen steht und daß gerade die extrem erscheinende Unvereinbarkeit und Kluft zwischen Mutter und Sohn Aus-

<sup>34)</sup> *Michael Ermann*, Die Fixierung in der frühen Triangulierung, in: *Forum der Psychoanalyse* 1, 1985, 93–110.

<sup>35)</sup> *Ralph R. Greenson*, *Psychoanalytische Erkundungen*. Stuttgart 1982, 261.



druck einer *unbewußten tiefen Verbundenheit* des Prinzen mit seiner Mutter war, die er abwehren mußte. In dieser *Abwehr* liegt unseres Erachtens ein weiterer wichtiger Schlüssel zum Verständnis von Friedrich Wilhelms spezifischer Lebensgestaltung, die für Preußen schicksalhaft wurde.

Der Kampf gegen die Identifikation mit der Mutter bestimmte viele Züge von Friedrich Wilhelms Lebensgestaltung, und wir sehen in mancher charakteristischen Eigenart des Soldatenkönigs eine Reaktionsbildung<sup>36)</sup> auf diese unbewußte Identifizierung. Alles, was Sophie Charlotte lieb und wichtig war, alles, was auf Berührungspunkte mit ihr hätte hinweisen können, lehnte er ab. Er versuchte, jegliche Ähnlichkeit zwischen sich und seiner Mutter zu leugnen und setzte geradezu kippbildartig sein Leben dem ihren entgegen.

Zu seiner Ablehnung der mütterlichen Werte und Welt gehörten seine Verweigerung zu lernen, seine Abneigung gegen Oper und Theater, seine spartanisch anti-intellektuelle Lebensweise, seine Ablehnung der französischen Sprache, die seine Mutter wie eine Französin sprach, seine bewußte Förderung des Deutschen, seine Verachtung des Hoflebens, seine allgemein negative Einstellung gegenüber Frauen, seine Vorliebe für die derbe Gesellschaft des Tabakkollegiums und seine ausschließliche Liebe zur Armee.

„Aus dem ungestümen und ungezügelden, aber durch seine Zerknirschung auch immer wieder rührenden, bildhübschen Knaben, entwickelte sich langsam ein finsterner und strenger junger Mann, der seiner weltoffenen Mutter in zunehmendem Maße mißfiel.“<sup>37)</sup>

#### 4. Die Erziehung Friedrich Wilhelms

Als Friedrich Wilhelm im Alter von vier Jahren nach Berlin zurückgeholt wurde, kam er zunächst in die Hände einer französischen Hofmeisterin, Frau von Montbail, einer gebildeten und geistvollen Freundin Sophie Charlottes, die als Hugenottin nach Berlin geflohen war und die kein Wort Deutsch verstand.<sup>38)</sup> Frau von Montbail hatte von Anfang an Mühe, den Kronprinzen unter Kon-

<sup>36)</sup> *Anna Freud*, Abwehrmechanismen (wie Anm. 6).

<sup>37)</sup> *Oestreich*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 33), 17.

<sup>38)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 19; *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 2.

trolle zu behalten, da sich schon bald Zeichen einer „Wildheit und eines Temperamentes“ zeigten, die – nach Meinung von Hinrichs – einer männlichen Autorität bedurft hätten.<sup>39)</sup>

Die ganze Erziehung Friedrich Wilhelms war von Anfang an ein Machtkampf auf Biegen und Brechen zwischen dem Prinzen und seinen Erzieherinnen und Erziehern, dessen Wurzeln wiederum in Friedrich Wilhelms Kindheitserfahrungen zu suchen sind.

„Wo die Liebesstrebungen des Kindes in der anal-sadistischen Phase kein geeignetes Objekt finden oder wo das Objekt unverlässlich ist, dort ereignen sich Störungen im Mischungsverhältnis von Libido und Aggression oder in ihrer Fusion überhaupt und führen zu aggressiv-destruktiven Folgeerscheinungen, die jedem erzieherischen Eingriff gegenüber unbeeinflussbar bleiben.“<sup>40)</sup>

Friedrich Wilhelm hatte in der anal-sadistischen Phase, die zur Zeit seiner Rückverpflanzung nach Berlin dominant gewesen sein muß, kein geeignetes Objekt, d. h. er hatte keine Beziehungsperson, bei der er sich gefühlsmäßig geborgen gefühlt hätte. Entsprechend zeigten sich die schon beschriebenen aggressiv-destruktiven Folgeerscheinungen und die Unbeeinflussbarkeit durch erzieherische Inhalte.

Anal-sadistisch wird die Phase deshalb bezeichnet, weil sie triebdynamisch gekennzeichnet ist durch die sogenannten analen Lusttendenzen des Ausstoßens und Behaltens sowie durch die sog. sadistischen Impulse des Vernichtens und Beherrschens.<sup>41)</sup>

Es ist die Möglichkeit zur Retension in dieser Phase (zuerst im Zurückhaltenkönnen von faeces), die das Kind entwicklungspsychologisch aus der motorischen Ohnmacht des oralen Stadiums herausführt hin zur Möglichkeit der eigenen Kontrolle und Bestimmung darüber, ob es etwas (her)geben will oder nicht. Bezeichnend in diesem Zusammenhang dürfte die „Schnallengeschichte“ sein, in der Friedrich Wilhelm, damals vierjährig, in einem Anflug von Wut eine kleine vergoldete Schuhschnalle, die man ihm hatte wegnehmen wollen und die er nicht hergeben wollte, einfach verschluckte.<sup>42)</sup> Auch seine Drohung, aus dem bereits erkletterten offe-

<sup>39)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 19.

<sup>40)</sup> *Anna Freud*, Die normale Kinderentwicklung (wie Anm. 19), 2187.

<sup>41)</sup> *Karl Abraham*, Versuch einer Entwicklungsgeschichte der Libido auf Grund der Psychoanalyse seelischer Störungen, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. II. Frankfurt am Main 1982, 39 ff.

<sup>42)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 19 f.

nen Fenster zu springen, sollte man ihn, wie als Strafe vorausgesetzt, prügeln, wenn er herunterkomme, gehört in diesen Themenkreis.<sup>43)</sup> Diese Machtproben illustrieren Variationen über das Thema des „Verfügenkönnens“, welches mit der Beherrschung des Sphinktermuskels über die Exkretionen seinen Anfang nimmt. Diese zunächst über den triebhaften Lustgewinn erlebte Beherrschung und Kontrollmöglichkeit wird als entscheidende Steigerung der Machtgefühle erlebt. Unter dem Aspekt der für uns wichtigen Objektbeziehungen bedeutet diese Kontrollmöglichkeit den Beginn von Autonomie und Selbstbestimmung.

Hier ändert sich also etwas ganz Grundsätzliches in den Beziehungsmöglichkeiten des Kindes, die wiederum gekoppelt sind mit Beziehungsansprüchen der Erwachsenen, die von ihm Reinlichkeit fordern. Unter günstigen Verhältnissen wird das Kind sich mit diesen Forderungen identifizieren. Es wird seine Trieblust dem Objekt zuliebe zu kontrollieren suchen und die daraus erwachsende Reinlichkeit als Leistung *und* Geschenk an seine Bezugsperson betrachten. Unter ungünstigen Verhältnissen – bei Härte, Strenge und zu frühem oder zu großem Druck oder bereits gestörten Objektbeziehungen – wird die Hergabe der Exkremente zum Machtkampf, wie wir ihn zwischen Sophie Charlotte und dem kleinen Friedrich Wilhelm vermuten müssen, denn „Sophie Charlotte achtete auf größte Reinlichkeit in der Pflege des Körpers“, der kleine Prinz hingegen zeigte eine tiefe „Abneigung gegen das Geputztwerden.“<sup>44)</sup> Auch hielt die Königin viel von Naturheilmitteln, u. a. von der Verabreichung von Klistieren (ein machtvoll Instrument zur Durchbrechung der Selbstbestimmung und Kontrolle), die sie auch gegen den Willen des Leibarztes bei Friedrich Wilhelm anzuwenden versuchte.<sup>45)</sup>

Bei Friedrich Wilhelm löste sich dieser frühe Machtkampf nicht auf, sondern die gestörten Objektbeziehungen führten zu einer Fixierung dieser Thematik und damit zu einer ganz spezifischen Art der Beziehung zur Welt. Friedrich Wilhelms Besessenheit von Ordnung, Einheitlichkeit und Reinlichkeit, seine Neigung zu Eigensinn und Trotz, wie auch sein Geiz, gepaart mit der gleichzeitigen Ver-

<sup>43)</sup> Ebd. 20.

<sup>44)</sup> *Borkowski*, Königin Sophie-Charlotte (wie Anm. 23), 230; *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 19.

<sup>45)</sup> *Borkowski*, Königin Sophie-Charlotte (wie Anm. 23), 230f.

schwundungssucht für seine Langen Kerls, weisen fast lehrbuchhaft auf die schon von Freud beschriebene Trias des Analcharakters von „Ordnentlichkeit, Sparsamkeit und Eigensinn“ hin, deren entwicklungspsychologische Wurzeln auf Störungen in der analen Phase zurückzuführen sind.<sup>46)</sup> Wesentlich und charakteristisch für diese Beziehungsart ist die *Beherrschung* des Objektes, die sicherstellen muß, daß Gefühle von Ohnmacht und narzißtische Verletzungen nicht mehr möglich sind. Im Zusammenhang mit der eingangs beschriebenen Borderline-Organisation ist nun leicht einsehbar, daß diese anale Thematik der Beherrschung des Objektes sich konsolidierend auswirkt und die Spaltung damit untermauert wird. Erich Fromm hat in Erweiterung der Freudschen Gedanken den Analcharakter wie folgt beschrieben: „Solche Menschen ziehen sich in eine befestigte Position zurück. Ihr Ziel ist es, alle äußeren Einflüsse abzuwehren und zu verhindern, daß irgend etwas aus ihrer Verschanzung in die Außenwelt getragen werde. ... Für diesen Charakter bedeutet Isolierung Sicherheit, Liebe und Intimität oder Nähe dagegen Gefahr. Geht man von dieser Betrachtungsweise aus, so kann das Syndrom des analen Charakters nach Freud folgendermaßen verstanden werden: Geiz ist ein Versuch, seine isolierte Stellung zu festigen, sie so stark als möglich zu machen, damit nichts aus dieser Verschanzung verlorengehen kann. Reinlichkeit ist wie in vielen religiösen Ritualen als Versuch zu werten, den Kontakt mit der Außenwelt, die als Gefahr und Drohung empfunden wird, abzuwehren. Ordnentlichkeit, im Sinne Freuds als Ordnungszwang verstanden, ist ein Versuch, die Dinge in ihre Schranken zu weisen, sie abzuwehren. Dinge dürfen sozusagen kein Eigenleben besitzen, sie müssen an ihren gebührenden Platz gestellt sein, so daß sie sich nicht störend eindrängen oder die isolierte Stellung dieser ‚ordentlichen‘ Persönlichkeit überwältigen. Was für die Ordnentlichkeit gesagt wird, gilt auch für die Pünktlichkeit. Diese weist der Welt ihre zeitliche Ordnung zu, während die Ordnentlichkeit sie räumlich in ihre Schranken weist. Hartnäckigkeit ist der Ausdruck desselben Abwehrprozesses gegenüber den Menschen wie die Pünktlichkeit und Ordnentlichkeit den Dingen gegenüber. Es ist das beständige ‚Nein‘ gegen jede Person, die sich eindrängen könnte, und vom

<sup>46)</sup> *Sigmund Freud*, Charakter und Analerotik, in: ders., Gesammelte Werke, Bd. VII. London 1941, 203–209.

Standpunkt dieser isolierten Stellung aus wird jeder Vorschlag, jede Forderung, selbst jede Hoffnung als Störung empfunden.“<sup>47)</sup>

Wichtig in dieser Beziehungsart ist nicht das Wesen oder die Eigenart eines Menschen, sondern seine *Funktion*, und daß diese Funktion in einem hierarchischen Gefälle zwischen Subjekt und Objekt stattfindet. Aus diesen Beziehungsstrukturen zur Welt erwachsen dann diejenigen Gesellschaftsstrukturen, die mit dieser Thematik engstens verknüpft sind, so z. B. hierarchische und diskriminierende<sup>48)</sup>, wie sie Friedrich Wilhelm fast bis zur Perfektion entwickelte und deren Zusammenhang Hinrichs intuitiv richtig erspürte: „Der absolute Herrscher entzieht sich jeder Möglichkeit der persönlichen Beeinflussung, seine Autorität kommt von ferne, von oben über seine Diener herab, die zu bloßen ausführenden Organen werden. Äußere und innere Ursachen haben diese Entwicklung bei Friedrich Wilhelm I. gefördert. Die äußeren haben wir erörtert. Zu den inneren gehört das Mißtrauen des Königs in seine eigenen Fähigkeiten zur mündlichen Verhandlung; beim persönlichen Gegenüber mit den Ministern neigte er dazu, sich zu erregen und sich zu heftigen oder vorschnellen Worten und Entscheidungen hinreißen zu lassen.“<sup>49)</sup> Zu seinem „engsten Vertrauten“, Leopold von Anhalt-Dessau, sagte Friedrich Wilhelm I. anlässlich des Kondolenzbesuches und einer Loyalitätsbezeugung beim Ableben Friedrichs I.: „Er kann mein Freund sein, wenn er macht, was ich ihm befehle!“<sup>50)</sup> Und unmittelbar bei seinem Regierungsantritt gab er zuhänden aller Untergebenen den Befehl aus: „Man möge sich merken, daß ich weder Rat brauche noch Raisonement, sondern Gehorsam!“<sup>51)</sup>

Die Thematisierung von Macht und Ohnmacht, von Beherrschtwerden und Ausgeliefertsein, die schon seine ersten Jahre prägte, blieb für sein ganzes Leben dominant. Sie war einerseits begründet im gestörten Entwicklungsprozeß der Objektbeziehungen Friedrich Wilhelms und der daraus resultierenden Fixierung des Abwehrmechanismus' der Spaltung und wurde andererseits durch die Traumatisierungen in der anal-sadistischen Phase zusätzlich un-

<sup>47)</sup> *Erich Fromm*, Über psychoanalytische Charakterkunde und ihre Anwendung zum Verständnis der Kultur, in: *Psyche* 8, 1954, 88; *Gaetano Benedetti*, Psychodynamik der Zwangsneurose. Darmstadt 1978.

<sup>48)</sup> *Grunberger*, Vom Narzißmus zum Objekt (wie Anm. 2), 164–188.

<sup>49)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 785.

<sup>50)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 30.

<sup>51)</sup> *Fischer-Fabian*, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 78.

termauert, d.h. für Friedrich Wilhelm blieben die Beziehungen zu seiner Umwelt für sein ganzes Leben im Macht-Ohnmacht-Muster fixiert, wie sie für diese frühkindliche Entwicklungsphase charakteristisch sind.

Das Idealbild der damaligen höfischen Gesellschaft, der „honnête homme“, das nach Sophie Charlotte und ihrem Mentor Leibniz in die Erziehung Friedrich Wilhelms hätte einfließen sollen, war kaum oder gar nicht spürbar.<sup>52)</sup> Dem Gemüt des kleinen Jungen wurde – entgegen allen Bekräftigungen – nicht Rechnung getragen. Furcht vor Gott, dessen Bild in seiner kindlichen Phantasie mit dem Bild seines fernen Vaters verschmolz, sollte ihm als vornehmstes Mittel zur Hochschätzung der Tugend und Verabscheuung des Lasters eingepflanzt werden; unablässige Belehrung im Rahmen eines monotonen Beschäftigungsplanes, der auch während der abendlichen Toilette Latein- und Französisch-Übungen vorsah, konstante Überwachung und Kontrolle – der Kronprinz sollte nie, auch nachts nicht, allein gelassen werden – die Füße im Stock, da sie angeblich krumm gewachsen waren<sup>53)</sup>, Religionsunterricht und Auswendigpaukerei bis zum Überdruß, und das alles ohne Spielgefährten, gaben Friedrich Wilhelm überhaupt keinen Freiraum. Gewaltsam wurde er in ein Schema gepreßt, das abstrakt und ohne Anerkennung seiner emotionalen Bedürfnisse gestaltet war. Es ist z. B. schwer zu verstehen, weshalb seine Mutter den Gedanken eines Studiengefährten für Friedrich Wilhelm nicht ertrug. Jedenfalls durchkreuzte sie diesbezügliche Absichten Dohnas, des Erziehungsverantwortlichen von Friedrich Wilhelms Knabenjahren, und als dieser anfangs 1695 um Zulassung eines Studiengefährten für Friedrich Wilhelm bat, um so dem Prinzen auch etwas Belebung und Ansporn zu geben, lehnte die Mutter dieses Ansinnen aus weiter nicht bekannten Gründen ab. Der Gedanke schien ihr „große Unruhe bereitet zu haben“.<sup>54)</sup>

Das Erziehungsinteresse der Eltern wie auch dasjenige Dohnas war verhaftet in philosophisch-abstrakten Vorstellungen. Die Wirklichkeit des kindlichen Alltags – die Wirklichkeit der kindlichen Bedürfnisse – wurde darüber aus den Augen verloren. So war es z. B. möglich, daß Friedrich Wilhelm zwei Jahre lang (März 1695 bis

<sup>52)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 27.

<sup>53)</sup> *Fischer-Fabian*, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 91.

<sup>54)</sup> *Borkowski*, Königin Sophie-Charlotte (wie Anm. 23), 230.

April 1697) dem Lehrer Cramer ausgesetzt war, der nicht nur schroff, ungeduldig und an ihm uninteressiert war, sondern sich anscheinend auch in sexueller Weise an Friedrich Wilhelm vergriff: „Unpassende und gefährliche Vertraulichkeiten waren bemerkt worden. Jeder Stunde mußte nunmehr ein Kammerherr oder Dohna selbst beiwohnen.“<sup>55)</sup> Dessen nicht genug: niemand – am allerwenigsten sein Lehrer Cramer – schien zu bemerken, daß Friedrich Wilhelm beim Lesen das jeweilige Buch ganz dicht an eines seiner Augen hielt: genau so, wie es ihm sein einäugiger Lehrer vormachte. Ebenso wenig nahm man zur Kenntnis, daß der kleine Junge auf Stühlen und an Tischen Erwachsener, mit denen sein Unterrichtszimmer ausgestattet war, sich äußerst unbehaglich fühlen mußte. So lebte er in einer gespaltenen Form von Abhängigkeit, die paradoxerweise gleichzeitig sowohl seine Bedeutungslosigkeit als auch seine höchste Wichtigkeit zum Ausdruck brachte. Bedeutungslos waren seine eigenen kindlichen Bedürfnisse und Erfahrungen, höchste Wichtigkeit hatte seine Funktion als Prinz und künftiger Regent.

Es war wie zu seiner Vorschulzeit: Er war unentwegt beaufsichtigt, fand aber nirgends Zuflucht und es bestand auch eine Weisung, daß „... jede Heimlichkeit mit dem Prinzen zu unterlassen“ war.<sup>56)</sup> Auch Dohna gegenüber, den er doch zu achten schien, war es ihm nicht möglich, sich vertrauensvoll zu öffnen. Alles, was Nähe, Vertraulichkeit, echte Beziehung, persönliches Eingehen bedeutet hätte, wurde von einer Umgebung, die strikte Vorstellungen hatte, was für ihn gut und angemessen sei, unmöglich gemacht oder als unschicklich hingestellt. Wer sich abends nach dem Lichterlöschen bei Friedrich Wilhelm als Aufsicht aufzuhalten hatte, durfte dem Kleinen auf allfällige Fragen oder Erzählungen nicht mehr antworten.<sup>57)</sup> Der kleine Prinz war einsam und gleichzeitig eingespannt in eine Art von Fürsorge und in Anforderungen, die ihm gewalttätig und beziehungslos erscheinen mußten. Sein wilder, manchmal auch passiver Widerstand und seine eruptionsartigen, gewalttätigen Ausbrüche waren da bereits mehrfach determiniert.

Friedrich Wilhelm wurde auch noch auf andere Art seelisch gequält, so z. B. von seinem calvinistischen Erzieher Rebeur, der 1697 an die Stelle Cramers getreten war – die Hohenzollernfamilie war

<sup>55)</sup> Ebd. 226; *ders.*, *Erzieher und Erziehung* (wie Anm. 29), 105.

<sup>56)</sup> Ebd. 107.

<sup>57)</sup> Ebd. 107.

im Gegensatz zur Mehrheit der Landesbewohner streng calvinistisch – und der ihm immer wieder vorhielt, daß ein Mensch mit einem störrischen und jähzornigen Wesen, wie Friedrich Wilhelm es hatte, zur ewigen Verdammnis bestimmt sei. Rebeur drohte z. B. dem kaum zehnjährigen kleinen Jungen wegen seines Fluchens und seiner oft auftretenden Verzweiflungswut damit, daß das Anzeichen seien dafür, daß er – gemäß calvinistischer Prädestinationslehre – von Gott verdammt sei. Wenn ihn Friedrich Wilhelm dann nach tiefer Zerknirschung fragte, ob Gott ihm verziehen habe, konnte Rebeur ihn drei Tage lang – eine unabsehbar lange Zeit im kindlichen Erleben – im Ungewissen lassen: Mit dicken Schweißtropfen bedeckt erwachte der kleine Prinz aus einem Angsttraum vom Jüngsten Gericht, „aber nachdem ich gut gebetet und geschwitzt hatte, war ich wieder ganz froh und getröstet“, erzählte er Rebeur.<sup>58)</sup> Oder wenn ihm sein Lieblingsfluch „Der Teufel soll mich holen!“ entfahren war, überfiel ihn sofort das Entsetzen, daß er tatsächlich zu den Verdammten gehören könnte.<sup>59)</sup> Rebeur drohte ihm immer wieder mit dem rächenden, strafenden Calvinisten-Gott, unter dessen Übermacht und Unbestechlichkeit Friedrich Wilhelm zwar gewaltig litt, an dem er aber nie zweifelte. Panische Ängste, verdammt zu sein, überfielen ihn immer wieder und er schwankte gefühlsmäßig zwischen tiefster Gotteshingabe und abgründigem Zorn gegen Gott. In Augenblicken der Verzweiflung machte er sich Luft mit dem Satz „Unser Herrgott ist ein Teufel!“, oder indem er sagte: „Ich will Gott vexieren und katholisch werden!“, aber jedesmal konnte ihm Rebeur wieder solche Angst einjagen, daß er in Tränen aufgelöst vor ihm auf den Knien lag.<sup>60)</sup>

Dieses Schwanken in Extremen – zwischen hilfsbedürftiger Ohnmacht und Gefühlen eigener Allmacht – kann nach Kernberg gedeutet werden als eine für die Borderline-Persönlichkeit typische Abwehrhaltung von Allmacht und Entwertung.<sup>61)</sup> Menschen mit dieser Abwehrhaltung schwanken oft zwischen zwei gegensätzlichen Einstellungen: Zeitweise dominiert das Bedürfnis, eine anspruchliche und anklammernde Beziehung zu einem magisch überhöhten Objekt herzustellen, während zu anderen Zeiten das Verhalten die-

<sup>58)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 56.

<sup>59)</sup> Ebd. 56.

<sup>60)</sup> Ebd. 57.

<sup>61)</sup> *Kernberg*, Borderline (wie Anm. 2), 54.



ser Menschen von einem tiefen Gefühl der eigenen magischen Omnipotenz durchdrungen ist. Beiden Phasen liegt eine Identifikation mit einem nur guten Objekt zugrunde, das zum Schutz gegen böse, verfolgende Objekte idealisiert und mit Allmacht ausgestattet wird. Daß bei Friedrich Wilhelm diese Allmachts- und Omnipotenzphantasien auch eine reale Umsetzungsmöglichkeit in die geschichtliche Wirklichkeit bekamen, wurde zwar für die Geschichte Preußens von schicksalshafter Wichtigkeit – intrapsychisch jedoch änderte dies nichts an den Gesetzmäßigkeiten psychischen Erlebens: D.h., trotz seiner „königlichen“ Möglichkeiten, seine Welt selbst zu gestalten, mußte auch Friedrich Wilhelm sich und die Umwelt aufgrund seiner spezifischen frühkindlichen Erfahrungen als bedrohlich und frustrierend erleben, d.h. die pathologischen Beziehungsmuster, die durch Eltern und Erzieher an Friedrich Wilhelm herangetragen worden waren, prägten und beeinträchtigten sein Lebensgefühl, seine Selbstwahrnehmung wie auch seine Beziehungsmöglichkeiten unauslöschlich und lebenslänglich. Er blieb verhaftet im Zwang, sein defektes Selbst durch Spaltung, durch ständiges Bestehen des Machtkampfes und durch nie abbrechende Leistung und Perfektionismus zu schützen.

Hauptziel seines nie abbrechenden Leistungswillens, seiner chronischen Rastlosigkeit und seines Perfektionismus war die Armee, die ihm zum Lebensinhalt wurde und der seine ganze Aufmerksamkeit und Hingabe galt.

### **5. Friedrich Wilhelm und seine Armee**

Seinem zwölfjährigen Sohn und Thronfolger riet Friedrich Wilhelm: „Fritz, denke an das, was ich dir sage. Halte immer eine gute und große Armee, du kannst keinen besseren Freund finden und dich ohne sie nicht halten.“<sup>62)</sup> Friedrich Wilhelm widmete sich mit größter Einseitigkeit und pausenlosem Einsatz diesem „Freund“, der Armee. Das Ausmaß dieses Einsatzes läßt sich nicht mehr allein aus äußeren Faktoren wie z. B. den preußischen Großmachtvorstellungen, dem Absolutismus und anderen zeitgemäßen Entwicklungen erklären. Die alles überragende Bedeutung der Armee muß auch im Zusammenhang mit Friedrich Wilhelms psychischer Struktur gesehen werden. Nicht nur rational kalkulierbare außen- und si-

<sup>62)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 133.

cherheitspolitische Notwendigkeiten, sondern vor allem *innere* Notwendigkeiten des „Soldatenkönigs“ waren für die außerordentliche Konzentration der Kräfte auf das Militärische in Preußen verantwortlich, die dann unter dem Sohn Friedrich II. den Aufstieg Preußens in den Rang einer europäischen Großmacht gestatteten.

Die preußische Monarchie erfuhr unter Friedrich Wilhelm einen für das ganze Jahrhundert grundlegenden Um- und Neubau der Institutionen.<sup>63)</sup> Nicht nur die Arbeitswelt, auch die allgemeine Lebenssphäre mußte sich ganz auf das optimale Funktionieren des Militärstaates ausrichten.

Im Zivilleben wurde nach militärischen Maßstäben Recht gesprochen. Die Kirche wurde militarisiert, in dem Sinne, daß Religion primär dazu dienen sollte, die Armee und ihre Absichten zu unterstützen. Auch das Wirtschaftsleben – Landwirtschaft und Industrie – wurde auf die Armee und ihre Bedürfnisse abgestimmt. Wohlfahrt und gesundheitspolitische Maßnahmen wurden nur dort eingeführt, wo sie der Armee dienten, sekundär dann aber auch der Bevölkerung zugute kamen, so z. B. die Verbesserung der hygienischen Verhältnisse, die Seuchenbekämpfung, die Lebensmittelkontrolle. Auch in bezug auf die Wissenschaft war nur das wichtig und förderungswürdig, was der Armee nützte oder der für sie nötigen Finanzbeschaffung diente. So wurden unter Friedrich Wilhelm Chemie und Medizin einerseits, Kameralwissenschaften andererseits gefördert. Im allgemeinen aber galt im Offizierskorps wissenschaftliche Tätigkeit als minderwertig.<sup>64)</sup>

Auch architektonisch sollte Preußen ein militärisches Gesicht erhalten. Königliche Lusthäuser wurden in Dienstwohnungen oder Lazarette umgebaut.<sup>65)</sup>

Das Erscheinungsbild der Armee selber wurde vereinheitlicht und nicht, wie bis anhin, dem Gutdünken des jeweiligen Kommandanten überlassen.<sup>66)</sup> Alle, der Kronprinz selbst, seine Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten wurden in blaues Tuch gekleidet, das in

<sup>63)</sup> Vgl. die in Anm. 11 genannten Werke sowie *Peter Brandt*, Preußen. Zur Sozialgeschichte eines Staates, in: Preußen. Versuch einer Bilanz, Bd. 3. Berlin 1981, sowie *Otto Büsch*, Militärsystem und Sozialleben im alten Preußen 1713–1807. Die Anfänge der sozialen Militarisierung der preußisch-deutschen Gesellschaft. Berlin 1962.

<sup>64)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 43, 47, 61, 76, 102.

<sup>65)</sup> Ebd. 32.

<sup>66)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 361.

Preußen selbst hergestellt wurde. Diese im restlichen Europa noch nicht übliche totale Vereinheitlichung der Bewaffnung und Bekleidung ging bis ins kleinste Detail der Schuhschnallen und Knieremen, der Degengehenke, Patronentaschen und Bajonette.<sup>67)</sup> Gleichheit der äußeren Erscheinung, Gleichheit bzw. perfektionierte Gleichzeitigkeit der Schußabgabe, so, als wäre nur ein einziger Schuß abgegeben worden, Gleichförmigkeit der Bewegungsabläufe, so daß beim Marschieren nur ein Tritt hörbar wurde, brachten taktisch große Vorteile, deren psychische Konsequenz aber mußte darin liegen, daß der einzelne Soldat seine Individualität aufzugeben und fugenlos im vereinheitlichten Ganzen aufzugehen hatte.

Dieses intensive Streben nach Vereinheitlichung und Aufgehen im Ganzen stand im Dienste symbiotischer Bedürfnisse: Jede Individualität und jede Form von Besonderheit mußte ausgelöscht werden, um die symbiotischen Bedürfnisse des Einsseins und der Geborgenheit nicht zu gefährden. Durch Vereinheitlichung sollte die illusorische Vorstellung von einer gemeinsamen Grenze der vielen, in Wirklichkeit physisch getrennten Individuen entstehen, ganz so, als wären die Soldaten der preußischen Armee ein einziges omnipotentes System. „Im Mittelpunkt der Ausbildung stand das Exerzieren, jene berüchtigte preußische Spezialität, die im tagtäglichen stundenlangen Wiederholen ein und desselben Schrittes, ein und derselben Wendung, ein und desselben Griffes bestand, bis man beim Marschieren nur einen Tritt hörte und beim Feuern nur einen Schuß.“<sup>68)</sup> In der Sprache der Objektbeziehungstheorie findet auf diese Weise eine Selbst-Objekt-Verschmelzung statt, wie wir sie aus der symbiotischen Phase kennen, und wenn wir Symbiose verstehen als eine halluzinatorisch-illusorische Fusion mit der Mutter-Repräsentanz<sup>69)</sup>, so dienten Friedrich Wilhelms ruhelose Bemühungen um totale Vereinheitlichung der Armee, sowohl in der äußeren Erscheinung als auch in den Bewegungsabläufen, tiefen symbiotischen Bedürfnissen: Hier waren es nicht Mutter und Kind, sondern die Armee und Friedrich Wilhelm, die sich so verhielten, als wären sie ein einziges symbiotisches System. Mit anderen Worten, die Armee verkörperte für Friedrich Wilhelm die gute Mutter-Repräsentanz, war – im Gegensatz zu Sophie Charlotte – der verlässliche Symbiose-Part-

<sup>67)</sup> Ebd. 362.

<sup>68)</sup> *Fischer-Fabian*, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 97.

<sup>69)</sup> *Gertrude u. Rubin Blanck*, Angewandte Ich-Psychologie. Stuttgart 1978, 63.

ner, der ihm Schutz bot gegen Aggressionen und Verletzungen und der damit gleichzeitig narzißtische-reparative Funktionen erfüllte. „Friedrich Wilhelm benötigte das Heer gleichsam als riesige Leibwache, als Schutz und Schirm all dessen, was sein war.“<sup>70)</sup>

Mit der Übernahme der Kadetten-Ausbildung durch den Staat, der auch die Kosten der Ausbildung trug, war ein weiterer Schritt in der gleichen Richtung getan, indem die Armee einen fraglosen Anspruch darauf erheben konnte, daß die von ihr einheitlich ausgebildeten und ab jetzt auch uniformierten Offiziere – Söhne des Adels – ihr allein und keinen anderen Interessen zu dienen hatten.<sup>71)</sup> Viel drastischer als alle seine Vorfahren beschnitt gerade der Soldatenkönig die Vorrechte des preußischen Adels. Dessen strenge Einordnung in das Ganze der nur dem König unterstehenden Armee stellte sicher, daß Friedrich Wilhelm von Männern umgeben war, die sich – durch die Pflicht in der Armee – ausschließlich ihm als ihrem obersten Kriegsherrn verpflichtet fühlten.<sup>72)</sup>

Auch zahlenmäßig baute Friedrich Wilhelm seine Armee auf breiter Basis aus. Während sie 1713, bei seiner Thronbesteigung, erst aus etwa 38 000 Mann (auf eine Einwohnerzahl von 1,6 Millionen Menschen) bestanden hatte, umfaßte sie bei seinem Tode (1740) 83 000 Mann (auf 2,24 Millionen Einwohner), so daß Preußen, obwohl es bevölkerungsmäßig nur an 13. Stelle in Europa stand und bezüglich Landfläche an 10. Stelle figurierte, damals die viertgrößte Armee besaß.<sup>73)</sup>

Nichts war ihm zu viel für seine Armee. Während der Hof ca. 1% der einkommenden Steuergelder verbrauchen durfte, endeten meist mehr als  $\frac{2}{3}$  der Staatseinnahmen beim Heer.<sup>74)</sup>

Aber wenn ihm auch seine Armee das wichtigste war, dem er alles andere unterordnete, ist es doch bezeichnend, wie er im Umgang mit seinen Soldaten einen Beziehungs-Analphabetismus an den Tag legte, der immer wieder erschreckend war: Nur über drakonische Maßnahmen und rohe Erpressung schien es ihm möglich, daß Menschen etwas für ihn tun würden.<sup>75)</sup> Ein aus persönlicher

<sup>70)</sup> *Oestreich*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 33), 42.

<sup>71)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 426.

<sup>72)</sup> Ebd. 362.

<sup>73)</sup> *Roeseler*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 14), 119; *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 62.

<sup>74)</sup> *Oestreich*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 33), 61.

<sup>75)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 59.

Loyalität zu ihm haltendes Heer schien ihm undenkbar und fremd. In Hannover schrieb Friedrich Wilhelm mißfällig, den dortigen Soldaten fehle Dienstgehorsam: „... sie tun es aus Lust, aber nicht aus Subordination“, weil die Offiziere dort „fast keinen Kerl schlagen dürfen bei (des) Königs Ungnade“. <sup>76)</sup> Er selber ließ recht freigiebig prügeln, nannte aber seine Soldaten doch seine „lieben blauen Kinder“. <sup>77)</sup>

Auch wenn man in Betracht zieht, daß die Umgangsformen jener Zeit viel roher und ungehobelter waren als heute und Zwangswerbung in ganz Europa an der Tagesordnung war, ist es realpolitisch gesehen unverständlich, daß Friedrich Wilhelm trotz mehr als 30 000 Desertationen während seiner Regierungszeit keinen anderen Weg zu beschreiten wußte, um seine Soldaten bei der Stange zu halten, als den der brutalen Strenge. <sup>78)</sup> Friedrich Wilhelm wußte zwar, wie man eine hervorragende Armee auf die Beine stellt, aber der im sachlich-organisatorischen Bereich so ingeniöse Friedrich Wilhelm war im zwischenmenschlichen Bereich ein Spiegel der an ihn herangetragenen pathologischen Beziehungsmuster von Eltern und Erziehern.

Eine weitere auffallende Diskrepanz bestand zwischen seiner Leidenschaft für die Armee und seiner Abneigung oder Unwilligkeit, Kriege zu führen. „Der leidenschaftliche Soldat war ein müder Krieger.“ <sup>79)</sup> Zwar drohte Friedrich Wilhelm, doch scheute er sich zutiefst, Kampfhandlungen aufzunehmen und ließ die Armee eigentlich nur dann marschieren, wenn es risikolos war. <sup>80)</sup> Dies ist nicht nur rückblickend auffallend, sondern wurde bereits damals vermerkt, indem sich Redensarten wie „So schnell schießen die Preußen nicht“ oder „Preußischer Wind“ bildeten. <sup>81)</sup>

Wie ist diese Diskrepanz zwischen scheinbarer Absicht und praktischem Handeln zu verstehen?

Lange bevor Friedrich Wilhelm realpolitische Möglichkeiten und Potenzen einer ihm zur Verfügung stehenden Armee einschätzen konnte, galt ihr schon seine ganze Liebe und glühende Aufmerksamkeit. In diesen frühen Manifestationen außerordentlichen

<sup>76)</sup> Ebd., 48.

<sup>77)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 423.

<sup>78)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 59.

<sup>79)</sup> *Fischer-Fabian*, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 123.

<sup>80)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 114, 125.

<sup>81)</sup> Ebd., 114.

Interesses muß der tiefere, unbewußte und nie reflektierte Bedeutungsgehalt der Armee für Friedrich Wilhelm zu finden sein, der zeitlebens auch seinen Umgang mit der Armee bestimmte.

Betrachten wir Friedrich Wilhelms Alltag in seinen Knabenjahren, sehen wir ihn eingezwängt zwischen der Welt des mütterlichen Hofes, in der er ganz bestimmte Funktionen zu erfüllen hatte und der bedrückenden Schulstubenatmosphäre, in der er allein, ohne Freund und Mitschüler, ständiger Belehrung und unerbittlicher Kontrolle ausgesetzt war. In der Instruktion für die Erziehung des kleinen Prinzen, die sein Erzieher Dohna im Januar 1695 erhalten hatte, war unter anderem vorgesehen: „Mit dem Tanzen und den Kriegsexercitia soll begonnen werden, Reiten und Fechten ist bis ins kräftigere Alter zu verschieben.“<sup>82)</sup>

Unter diesen realen Gegebenheiten seines Alltags wurde das Exerzieren neben dem Tanzen zur einzigen körperlichen Tätigkeit, das Militär zum Ort, wo er dem Einfluß seiner Mutter wie auch der Kontrolle seiner Erzieher entweichen konnte. Es war eine männliche Welt, mit verbindlichen Formen gemeinsamen Tuns, verlässlich und vorausschaubar in ihrem Ablauf, verfügbar und zuverlässig. Das Militär war somit nicht nur eine Domäne der Freiheit, sondern auch der wohl einzige Ort, wo sein Wirkungsdrang konfliktfrei und damit lustbetonten Auslauf finden konnte. „Trommel und Pfeifen, Gewehr und Degen waren die leidenschaftlich geliebten Spielzeuge“ Friedrich Wilhelms.<sup>83)</sup> Es ist leicht einfühlbar, wie für den einsamen, unentwegt beaufsichtigten, damals siebenjährigen Knaben Friedrich Wilhelm die Trommeln und Pfeifen etwas abenteuerlich Erregendes, der Knall der Gewehre etwas Begeisterndes hatte und die „Kriegs-Exercitia“ mit ihren immer wiederkehrenden Bewegungsabläufen seine Funktionslust stimulierten und Gefühle der Gemeinsamkeit evozierten. Gleichzeitig lag in diesen regelmäßig wiederkehrenden Abläufen etwas Vertrautes und Sicherheit Spendendes, das durch die Möglichkeit des eigenen Kommandierens auch narzißtische Beglückung lieferte im Sinne der „Freude, Ursache zu sein“.

Unter ich-psychologischen Aspekten nach R. W. White sind es diese spielerischen, explorierenden und manipulativen Aktivitäten, die im Kinde die autonomen Ich-Fähigkeiten entwickeln. Das Kind

<sup>82)</sup> *Borkowski*, Erzieher und Erziehung (wie Anm. 29), 100.

<sup>83)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 41.

liebt es denn auch, zu Handlungen zurückzukehren, bei denen es Wirkung erzielt. In dieser Wiederholung von Handlungen kumuliert nach White Erfahrung und wird so allmählich zur Kompetenz. Realität entsteht also nicht passiv, sondern baut sich aktiv durch mannigfaltige eigene Aktivitäten und Erfahrungen auf. In diesem Prozeß unterscheidet White zwischen einem entstehenden „sense of competence“ (Kompetenzgefühl) Dingen gegenüber und einem entstehenden „sense of interpersonal competence“ (Gefühl der interpersonalen Kompetenz) Menschen gegenüber.<sup>84)</sup> Wichtig ist in unserem Zusammenhang die Tatsache, daß Friedrich Wilhelm durch die Armee und mit ihr sich höchste *sachliche* Kompetenz aneignen konnte, die Armee mit ihren rigorosen hierarchischen Strukturen jedoch seine *zwischenmenschliche* Kompetenz, d. h. seine Gestaltungsfähigkeiten im Bereich der zwischenmenschlichen Beziehungen, nicht schulen oder fördern konnte. Er blieb auch da im Macht-Ohnmacht-Muster verhaftet, nur daß er hier – endlich – zum Bewirkenden und Befehlenden wurde. Die Männerwelt, das Soldatische, dem er sich so vorbehaltlos zuwandte, repräsentierte wohl auch die Macht des Vaters, war gleichzeitig aber auch Schutz vor dem Vater, indem sich die Armee anbot als Teilaspekt der Vater-Beziehung, die er introjizieren konnte und sich so vom Bedrohten zum Bedroher verwandeln konnte.

Wirkungsdrang, spielerisch-manipulatives Erforschen der Umwelt, Freude, Ursache zu sein, Wiederholung, Kumulation von Erfahrung, aus diesen ich-autonomen Aspekten heraus entwickelt sich die Realität mit. Für Friedrich Wilhelm war diese bei den Truppen konfliktfrei und lustvoll. Alle seine ihm zur Verfügung stehenden Energien, seinen ganzen Eifer, seine ganze Intelligenz, setzte er zeit lebens für diesen Bereich ein. In dieser Welt kannte er sich aus. In dieser soldatischen Welt fühlte er sich wohl, mit dieser Welt wußte er umzugehen.

Dieser für Friedrich Wilhelms Ich-Entwicklung so wichtige Freiraum kann es aber nicht allein gewesen sein, der bewirkte, daß er das Militärische mit solch ausschließlicher Einseitigkeit liebte. Der glühende Eifer, das unersättliche Erfahren-Wollen von tausend

<sup>84)</sup> R. W. White, Ego and Reality in Psychoanalytic Theory. A Proposal Regarding Independent Ego Energies, in: Psychological Issues 3, Monograph 11, 1963, zit. nach Sven O. Hoffmann, Neutralisierung oder autonome Ich-Energien?, in: Psyche 26, 1972, 414–422.

kleinen militärischen Besonderheiten<sup>85</sup>), das Bedürfnis nach totaler Vereinheitlichung des Erscheinungsbildes und der Bewegungsabläufe sowie die Ausrichtung aller Kräfte auf den Ausbau und Erhalt der Armee müssen noch tiefere Gründe gehabt haben; diese totale Hingabe wurzelte – wie bisher Schritt um Schritt gezeigt worden ist – tief in der persönlichen Entwicklungsgeschichte Friedrich Wilhelms: Die Armee wurde zur guten Objekt-, d.h. Mutterrepräsentanz und mußte seinen Hunger nach einer symbiotisch befriedigenden Mutter stillen. In diesem Sinne bedeutete sie für ihn Schutz und Geborgenheit, bildete für ihn das aus der symbiotischen Phase bekannte „notwendige Reizschild“, das ihm ein sonst fehlendes Vertrauen im Sinne eines gewissen Sicherheitsgefühls vermittelte und ihm gleichsam als „Plombe“<sup>86</sup>) für eine in seiner frühen Kindheit entstandene Lücke in der Selbstwertregulation diente.

Alles, was zur Erhaltung und zum Aufbau dieser Armee diente, diente der Absicherung dieses lebensnotwendigen Reizschildes. Alles, was zu ihrer Beeinträchtigung oder gar Zerstörung hätte führen können – also auch Krieg –, kam einer Vernichtungsdrohung gegenüber seinem Selbst gleich und mußte unter allen Umständen vermieden werden. So kam es zum seltsamen Paradox, daß der „leidenschaftliche Soldat“ – nach der bereits zitierten Formel – ein „müder Krieger“ war.

## 6. Die Langen Kerls

Dieser „leidenschaftliche Soldat“ von kurzer und gedrungener Statur hatte eine Vorliebe für großgewachsene Soldaten, die sog. „Langen Kerls“. Als König ließ er sie für sein Garderegiment weit über die Grenzen Preußens und unter Aufwendung aller Tricks und aller Mittel anwerben. Dabei zeigte sich der sonst äußerst sparsame, ja geizige König von einer geradezu maßlosen Verschwendungssucht.

Das Phänomen der Langen Kerls und deren auffällige Sonderbehandlung durch Friedrich Wilhelm ist ein weiterer wichtiger Hinweis auf die Störungen Friedrich Wilhelms im Bereich der Objektbeziehungen. Wenn F. C. Schlosser von der „kindischen Lust Friedrich Wilhelms an langen und geputzten lebendigen Puppen“

<sup>85</sup>) *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 73.

<sup>86</sup>) *Fritz Morgenthaler*. Die Stellung der Perversionen in Metapsychologie und Technik, in: *Psyche* 28, 1974, 1077–1098.



schrieb<sup>87)</sup>, dann enthielt diese Formulierung die intuitiv richtige Beurteilung, daß die Langen Kerls für den Soldatenkönig in gewisser Weise Puppencharakter, d. h. eine Objekt-Bedeutung hatten, die vor allem über das psychische Erleben zu erklären ist und in der Entwicklungspsychologie unter dem Begriff „Übergangsobjekt“ zusammengefaßt wird.

Der Begriff „Übergangsobjekt“ wurde 1953 von Winnicott eingeführt und gehört in jenen Bereich der psychischen Entwicklung, in dem es dem Kind möglich wird, zwischen innen und außen, zwischen Ich und Nicht-Ich zu unterscheiden.<sup>88)</sup> Es ist auch der erste „Nicht-Ich-Besitz“ des Kindes und dient quasi als Zwischenstufe zwischen mütterlicher Fürsorge bzw. Unterstützung und der eigenen, internalisierten Fähigkeit, sich aus sich selber heraus unterstützen und lieben zu können.

Wir wissen heute, daß eine enge Korrelation besteht zwischen der Fähigkeit der Mutter, emphatisch auf das Kind einzugehen und dessen Fähigkeit, Streß auszuhalten und sich selber zu regulieren.<sup>89)</sup> Es sind m. a. W. die mütterlichen Funktionen, die mit ihrem immer wiederkehrenden Eingehen auf Gefühle der Angst und Aufspüren von Irritation und Schmerz diese negativen Gefühle beseitigen und so über die Erfüllung der Grundbedürfnisse hinaus für ein Optimum von befriedigenden, besänftigenden und lustvollen Erfahrungen sorgen. Durch diese immer wiederkehrende Erfahrung wird es dem Kinde möglich, diese Funktionen langsam zu internalisieren, d. h. sich aus sich selber heraus beruhigen, trösten, unterstützen und lieben zu können und damit das narzißtische Gleichgewicht selber zu regulieren. Glückt diese Internalisierung der mütterlichen Funktionen aufgrund fehlender mütterlicher Emphatie und Intuition nicht, so ist das Individuum zeitlebens abhängig von äußeren Regulatoren.

Das Übergangs-Objekt, ein in der Kindheitsentwicklung normales Phänomen, ist ein positiv besetztes Objekt, das, einem guten

<sup>86)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 49.

<sup>88)</sup> *Winnicott*, Kinderheilkunde (wie Anm. 5), 119f.; *Phyllis Greenacre*, The Fetish and the Transitional Object, in: *The Psychoanalytic Study of the Child* 24, 1969, 144–164.

<sup>89)</sup> *Althea J. Horner*, Stages and Processes in the Development of Early Object Relations and Their Associated Pathologies, in: *International Review of Psychoanalysis* 1975/2, 95–105; *S. A. Szurek*, Attachment and Psychotic Detachment, in: *S. A. Szurek/I. N. Berlin*/(Eds.), *Clinical Studies in Childhood Psychoses*. New York 1973.

Geist gleich, immer verfügbar ist und das Kind beschützt. In der Realität ist das Übergangsobjekt entweder eine Puppe, ein Stofftierchen, ein Tuch oder sonst ein Gegenstand, der vom Kind mit magischen, illusionären Kräften ausgestattet wird, um sich so vor bedrohlichen Ängsten zu schützen. Das Übergangsobjekt wird auf ganz spezifische Weise behandelt: Das Kind beansprucht das Übergangsobjekt als etwas, das nur ihm gehört; es wird leidenschaftlich geliebt, dann wieder völlig außer acht gelassen; es muß aber jederzeit und vollständig zur Verfügung stehen, wenn es gebraucht wird. Es verkörpert für das Kind einen Bereich zwischen innerer und äußerer Realität und schützt es in unvertrauten, angstmachenden Momenten mit seiner Präsenz. Das Kind wählt sein Übergangsobjekt selbst, seinen Bedürfnissen entsprechend, und bleibt diesem dann auch absolut treu, d. h. es weist jeglichen Ersatzgegenstand ab und gerät in panische Angst und Trauer, wenn das spezifische Objekt nicht zur Hand ist. Phänomenologisch erscheint das Übergangsobjekt wie eine *Sucht*: Es *muß* zur Verfügung stehen, wenn es gebraucht wird, sonst jedoch kann es vergessen und vernachlässigt werden.

Auch wenn das Übergangsobjekt einfach irgendein äußerer, gegebener Gegenstand ist, ist es wichtig zu verstehen, daß es vom Standpunkt des Kindes aus *vom Kind selbst geschaffen, beseelt und zu dieser besonderen Bedeutung erhoben* wurde, oder m. a. W.: wenn das Kind einen Gegenstand zum Übergangsobjekt erhebt, hat es irgendeinem beliebigen Ding der Außenwelt eine ganz spezifische und für das seelische Gleichgewicht äußerst bedeutungsvolle Funktion übertragen: zu beruhigen, zu trösten, das innere Gleichgewicht wiederherzustellen und zu helfen. Das Übergangsobjekt übernimmt so eine *mütterliche Funktion* und zeigt damit einen ersten Schritt des Kindes zu einer gewissen Unabhängigkeit von der physischen Präsenz der Mutter an. So kann das Übergangsobjekt in bestimmten Momenten anstelle eines direkten persönlichen Kontaktes stehen, wo das Kind, z. B. anstatt nach der Mutter zu rufen, seine Gefühle auf das Übergangsobjekt überträgt und sich auf diese Weise zu beruhigen weiß. Übergangsobjekte werden so zu von der Einbildungskraft geschaffenen Freunden.

Im Normalfall wird das alternierende „Brauchen“ und „Vergessen“ der Übergangsobjekte durch unzählige Wiederholungen in seiner Funktion internalisiert, d. h. das Kind kann sich nun ohne Übergangsobjekt selbst trösten, beruhigen und unterstützen und be-

nötigt bzw. wünscht nicht länger illusionäre, d.h. von der Einbildungskraft geschaffene Bezugsobjekte, sondern wagt den weiteren Schritt zu *realen* Bezugspersonen. – Es hat damit einen wichtigen Schritt auf dem Weg zu wirklichen Objektbeziehungen gemeistert, insofern nämlich eine klare Differenzierung zwischen Selbst und Objekt stattgefunden hat.<sup>90)</sup>

Friedrich Wilhelms Lange Kerls wiesen in verschiedener Hinsicht die charakteristischen Eigenschaften von Übergangsobjekten auf. Lange Kerls hatte es zwar schon vor Friedrich Wilhelm als Kuriosität gegeben, aber erst Friedrich Wilhelm gab ihnen eine besondere Bedeutung und machte aus ihnen seine Leibwache und gab ihnen die illusionäre Bedeutung, daß sie ihn allein wegen ihrer besonderen Körpergröße und ihres respekt- und angsteinflößenden Aussehens besonders gut schützen könnten. Raumer, der Sekretär des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, überliefert bezüglich der großen Grenadiere und Elitesoldaten, daß diejenigen, die ausgewählt wurden, „nicht weibisch aussahen, sondern fürchterlich, von schwarzbraunem Angesicht, schwarzen Haaren ... nicht leicht lachend oder sich freundlich stellend“.<sup>91)</sup>

Der illusionäre Charakter dieser besonderen Leibwache zeigte sich nach dem Tode Friedrich Wilhelms: Friedrich II. löste sie augenblicklich auf bis auf eine wiederum nur noch als Kuriosität dienende Traditionseinheit. Friedrich war von ihrer militärischen Nutzlosigkeit überzeugt und von ihren Unterhaltskosten abgeschreckt.<sup>92)</sup> Unter Friedrich Wilhelm hingegen wurden die Kolosse gehätschelt, erhielten höheren Lohn, bekamen Geschenke in Form von Häusern und Grundstücken. Ihre Frauen durften Bier- und Weinstuben oder kleine Läden betreiben.<sup>93)</sup> Friedrich Wilhelm liebte seine Langen Kerls innig und vergoß Tränen, wenn einer starb. Andererseits war er völlig bedenkenlos und gewalttätig bei der Anwerbung und unerbittlich hart bei der Bestrafung von Deserteuren.<sup>94)</sup>

<sup>90)</sup> *Marian Tolpin*, On the Beginnings of a Cohesive Self. An Application of the Concept of Transmuting Internalization to the Study of the Transitional Object and Signal Anxiety, in: *The Psychoanalytic Study of the Child* 26, 1971, 329 f.

<sup>91)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 345.

<sup>92)</sup> *Fischer-Fabian*, Preußens Gloria (wie Anm. 10), 107.

<sup>93)</sup> Ebd. 107.

<sup>94)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 423, 758.

Der *Suchtcharakter*, der phänomenologisch zum Übergangsobjekt gehört, zeigt sich bei Friedrich Wilhelm darin, daß der sonst äußerst geizige König für die Anwerbung von Riesen bedenkenlos Tausende, ja Millionen von Talern verschwendete. „Es ist unfafßbar, was der sonst um jeden Groschen zeternde König an Geld für diese seine Marotte aufgewendet hat“, meint der Biograph Gerhard Oestreich.<sup>95)</sup> Zwischen 1713 und 1736 wurden nicht weniger als 12 Millionen Taler in die Langen Kerls investiert, deren Regiment mehr als viermal so teuer war wie ein gewöhnliches Grenadier-Regiment.<sup>96)</sup>

Es zeigt sich gerade am Phänomen der Langen Kerls, daß Friedrich Wilhelm den wichtigen Entwicklungsschritt der Internalisierung der mütterlichen Funktionen von Spannungsminderung und Schutzgewährung nicht schaffte und nie zu reifen, integrierten Objektbeziehungen gelangte. M. a. W. Friedrich Wilhelm war zeitlebens angewiesen auf äußere, illusionäre Schutz- und Beruhigungsobjekte und – obwohl absoluter Herrscher – zeitlebens psychisch abhängig von äußeren Regulatoren, d. h. er war getrieben von der inneren Notwendigkeit, die Außenwelt zu kontrollieren und zu beherrschen, um so sein Ich vor angsterregenden und bedrohlichen Konflikten zu schützen.

Friedrich Wilhelms Beziehungen zur Objektwelt vollzogen sich immer nur über narzißtische Identifizierungen, d. h. er war nicht in der Lage, innere Bindungen einzugehen, er mußte sein Gegenüber immer beherrschen und kontrollieren.

Als sich sein eigener Sohn Friedrich dieser rigorosen Beherrschung und Unterdrückung durch den Vater durch die Flucht entziehen wollte, war Friedrich Wilhelm narzißtisch so tief gekränkt, daß er seinem eigenen Sohn den Tod wünschte und ihn beinahe umgebracht hätte<sup>97)</sup>, sich dann aber damit begnügte, den begleitenden Leutnant Katte vor den Augen Friedrichs enthaupten zu lassen. Die unvorstellbar rücksichtslose Härte des Vaters führte beim noch adoleszenten Friedrich zu einer traumatisch wirkenden Charakterumwandlung, die nur verstanden werden kann als eine Identifikation mit dem Aggressor.<sup>98)</sup> Der Kronprinz, bis anhin der Welt seines Va-

<sup>95)</sup> *Oestreich*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 33), 73.

<sup>96)</sup> *Kathe*, Der „Soldatenkönig“ (wie Anm. 1), 56.

<sup>97)</sup> Ebd. 132, 137.

<sup>98)</sup> *Ernst Lewy*, *The Transformation of Frederick the Great: A Psychoanalytic Study*. (The Psychoanalytic Study of Society, Vol. VI.) New York 1967, 287 f.

ters gänzlich abgeneigt, widmete sich von da an mit zunehmendem Engagement der Armee und allem Militärischen.

### 7. Preußens größter innerer König<sup>99)</sup>

Die persönliche Psychopathologie des Soldatenkönigs und starke Zeittendenzen des 17./18. Jahrhunderts entsprachen und verstärkten sich gegenseitig zu einer für Preußens Entwicklung entscheidenden Wirkung, die nicht nur die Armee, sondern den ganzen Staat, die Beamtschaft und die ganze Bevölkerung erfaßte und prägte.

Norbert Elias nennt in seiner Theorie des Zivilisationsprozesses unter den für die Entwicklung vom Mittelalter zum Absolutismus besonders wichtigen Langzeit-Tendenzen u. a. die Konzentration von immer größeren Einkommen in der Verfügungsgewalt der Zentralherren (durch die Vergrößerung des geldwirtschaftlichen Sektors gegenüber dem naturalwirtschaftlichen, was besonders dem König durch den Steuerapparat zu wachsendem Reichtum verhalf) sowie die Zentralisierung des Heereswesens in der Hand des Königs (was ihn unabhängig machte von feudaler Gefolgschaftsleistung, da er mit seinen finanziellen Mitteln sich Krieger mieten oder kaufen und in Form von stehenden Heeren halten konnte). Diese militärische Überlegenheit des Königs, die mit der finanziellen Hand in Hand ging, war die zweite entscheidende Voraussetzung dafür, daß die Zentralgewalt eines Herrschaftsgebietes den Charakter der „Unumschränktheit“ annehmen konnte.<sup>100)</sup>

Für Preußen begann diese Entwicklung mit Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, dem Großvater des „Soldatenkönigs“, der permanente Steuern einführte und das stehende Heer in Preußen begründete. Schon unter dem Großen Kurfürsten wurden alte Städte-Autonomien eingeschränkt und die Tendenz zu einer monarchischen Kommunalverwaltung eingeleitet.<sup>101)</sup>

Parallel zur Konzentration der Gewalten-Kontrolle in der

<sup>99)</sup> *Schmoller*, Die innere Verwaltung des preußischen Staates (wie Anm. 11), 16.

<sup>100)</sup> *Norbert Elias*, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. 2 Bde. Frankfurt am Main 1977, Bd. 2, 10, 12.

<sup>101)</sup> *Otto Hintze*, Geist und Epochen der preußischen Geschichte, in: *Hohenzollern-Jahrbuch* 7, 1903, 81.

Hand des Königs entwickelte sich gesamtgesellschaftlich ein höheres Niveau der *individuellen* Gewaltkontrolle durch eine zunehmende Beherrschung der Affekte.<sup>102)</sup> Die „Kasernierung der Gewalt“ durch die zunehmende Zentralisierung des Heereswesens machte die Gewaltausübung mehr oder weniger berechenbar und erzeugte damit weite Räume der Befriedung und der mehr oder weniger ungefährdeten Bewegungsfreiheit. Diese Abnahme der Bedrohung durch Willkür und spontane Gewalt verlangte eine parallele Zunahme der Affektbeherrschung und Zurückhaltung durch den einzelnen. In diesen befriedeten Räumen war der einzelne zur Zurückhaltung und Beherrschung genötigt und damit gleichsam gezwungen, den Kriegsschauplatz durch *eigene* Voraussicht und Überlegung nach *innen* zu verlegen. Diese Selbstbeherrschung oder der „Zwang zum Selbstzwang“ wurde noch gefördert durch die Veränderungen in der Arbeitswelt, die – nach Elias – den einzelnen zwangen, sein Verhalten immer differenzierter zu regulieren, so daß in einer immer arbeitsteiligeren Berufswelt der einzelne verlässlich als Teil eines größeren Prozesses funktionierte.<sup>103)</sup>

Gleichzeitig wurde die Beziehungsgrundlage der Menschen untereinander in ihrer wachsenden Vielfalt auch vielschichtiger und zwiespältiger: In Freunden, Verbündeten, Handlungspartnern steckten immer auch potentielle Feinde, Konkurrenten, Interessengegner.<sup>104)</sup> Die klareren, „ungemischten“ (schwarz-weißen) Beziehungsmuster einfacher gegliederter Gesellschaften boten keine adäquate Grundlage mehr zur Bewältigung der sich verändernden Realität.<sup>105)</sup> Ein Teil der Spannungen und Leidenschaften, die ehemals unmittelbar im Kampf zwischen Mensch und Mensch zum Austrag kamen, mußte der einzelne nun in sich selbst bewältigen.

Friedrich Wilhelm wurde in diese Zeit des geschichtlichen Wandels hineingeboren, in der sich der menschliche Affekt-Haushalt und damit Beziehungsgrundlagen der Menschen untereinander veränderten, in der der Zwang zum Selbstzwang, die Zwiespältigkeit und das Aufspalten der Affekte in akzeptierte und nicht akzeptierte – zu unterdrückende – notwendig wurden. Aufgrund seiner persönlichen Pathologie und dank seiner Stellung als absolutisti-

<sup>102)</sup> Peter Gleichmann/Johan Goudbloom/Hermann Korte (Hrsg.), Materialien zu Norbert Elias' Zivilisationstheorie. Frankfurt am Main 1979, 27.

<sup>103)</sup> Elias, Prozeß der Zivilisation (wie Anm. 100), Bd. 2, 316 f.

<sup>104)</sup> Ebd. Bd. 2, 230 f.

<sup>105)</sup> Ebd. Bd. 1, 263.

scher Monarch vermochte Friedrich Wilhelm diesen Tendenzen eine solche Stoßkraft zu verleihen, daß sie mentalitätsbildend wurden.

In Friedrich Wilhelms Preußenstaat verdichteten sich die allgemeinen Tendenzen zu einem Syndrom, das man das „preußische“ nennen könnte. Politische, gesellschaftliche und individualpsychologische Prozesse flossen in Preußens „Gründergestalt von der größten Breiten- und Nachwirkung“ auf eine so spezifische Weise zusammen, daß er „... allein unter allen deutschen politischen Gestalten des 18. und 19. Jahrhunderts traditions- und typenbildend geworden ist“.<sup>106)</sup>

Friedrich Wilhelms Bedeutung liegt nicht darin, daß er aufgrund von Eroberungsfeldzügen die politische Landkarte Europas geändert hätte, sondern sie liegt in einem inneren Feldzug, bei dem es ihm gelang, die psychische Landkarte seiner Bevölkerung so zu formen und einem Wandel zu unterwerfen, daß sie seinen psychischen Bedürfnissen entsprach. Es entwickelte sich in den 27 Jahren seiner Regierungstätigkeit eine spezifisch preußische Art der Lebensführung und Beziehungsgestaltung, die sich in den preußischen Tugenden Fleiß, Sparsamkeit, Arbeitseifer und Ordnungsliebe manifestierte. Diese Tugenden erhielten ihre besondere „preußische“ Bedeutung jedoch erst unter dem Aspekt der totalen Subordination unter militärisch strukturierte, d. h. autoritäre Lebensformen von Herrschen und Beherrscht-Werden, unter denen nicht nur Militär und Beamte, sondern die ganze Bevölkerung zu funktionieren hatten. Es entstand eine „preußische“ Mentalität, die Hans Roeseler mit dem Satz würdigte: „Die Welt ist seitdem um eine besondere Art zu leben, zu dienen und, falls es not tut, auch zu sterben, reicher.“<sup>107)</sup>

Damit schuf Friedrich Wilhelm das, was Erich Fromm einen „Sozialcharakter“ nennt, der „darin besteht, die Energien der Mitglieder der Gesellschaft so zu formen, daß ihr Verhalten nicht mehr einer bewußten Entscheidung bedarf, ob sie sich dem Sozialgefüge einordnen sollen oder nicht; daß die Menschen vielmehr so handeln wollen, wie sie handeln sollen, und daß sie gleichzeitig darin eine Genugtuung finden, sich gemäß den Errungenschaften der Kultur zu verhalten. M. a. W. der Sozialcharakter hat die Aufgabe, die

<sup>106)</sup> *Hinrichs*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 12), 1.

<sup>107)</sup> *Roeseler*, Friedrich Wilhelm I. (wie Anm. 14), 123.

menschlichen Energien so zu formen, daß sie das reibungslose Funktionieren einer Gesellschaft garantieren.“<sup>108)</sup>

Damit entstand auch eine besondere Art der Beziehung zur Welt, engstens verknüpft mit Friedrich Wilhelms Beziehung zur Welt, seiner Stellung als absoluter Monarch und den allgemeinen Tendenzen der Zeit. Pflichtgefühl, Disziplin, Ordentlichkeit, Pünktlichkeit und Sparsamkeit können letztlich als symbolische Teilaspekte der ihnen zugrunde liegenden Selbstbeherrschung, des „Zwangs zum Selbstzwang“, betrachtet werden. Ihnen allen gemeinsam ist das, was Grunberger den „Retensionsfaktor“ nennt, den er für das Studium der analen Objektbeziehung als Voraussetzung betrachtet.<sup>109)</sup>

Wird ein Sozialcharakter geprägt von dieser besonderen Art der Beziehung zur Welt, so erlangen Institutionen mit hierarchischen, diskriminierenden und wertenden Strukturen entsprechend große Bedeutung, ermöglichen sie doch die Wiederholung dieses gleichen Prinzips auf jeder Stufe der Skala, gleichsam als Kettenreaktion einer „Identifikation mit dem Aggressor“: Jeder ist gleichzeitig Vorgesetzter und Untergebener. Mit der Umwandlung der eigenen Position des Beherrschten, ohnmächtig Unterlegenen, in diejenige des Beherrschenden und Überlegenen, wird ein bedrohlich aggressives, narzißtische Kränkung und Haßgefühle evozierendes Erleben zu einem lustbetonten. Daß dabei Haß- und Aggressionsgefühle, nicht Liebe und Mitgefühl, die so Identifizierten vereinigt, wird zur wichtigen, wenn auch deprimierenden Einsicht. Die Affektivität ist eingefroren in den hierarchischen Strukturen. Nicht Lieben und Geliebt-Werden, sondern Herrschen und Beherrscht-Werden zählt. Abgespalten von der eigenen Gefühlswelt wird Pflichterfüllung zur absoluten, nicht in Frage zu stellenden Kategorie. Das Wort „Pflicht“ erlangte in Preußen an Stelle der eigenen Gefühle eine affektive Qualität, wie sie z. B. im englischen Wort „duty“ nicht enthalten ist. Infragestellung oder gar Auflösung dieser Strukturen und Institutionen käme einer Infragestellung oder Auflösung des Fundamentes der Beziehungsgestaltung zur Welt gleich, wäre somit bedrohlich und Angst auslösend, muß also von vornherein verhindert werden. Das bedeutet auch, daß eine individuelle Gestaltung und Handhabung von Abläufen möglichst ausgeschaltet und

<sup>108)</sup> *Fromm*, Über psychoanalytische Charakterkunde (wie Anm. 47), 85.

<sup>109)</sup> *Grunberger*, Narzißmus (wie Anm. 2), 164–188.



größtmögliche Konformität sichergestellt werden muß. Darin liegt eine wichtige Quelle der ungeheuren Stoß- und Durchsetzungskraft dieses Systems, indem jeder an seinem Platz aus oben angeführten Gründen an der Perpetuierung der vorgegebenen Strukturen interessiert ist.

Die Wirklichkeit erhält etwas Eindimensionales. Die für die Realitätsbewältigung wichtigen Kriterien reduzieren sich auf hierarchische Aspekte im Sinne des Beherrschens und der Über- oder Unterlegenheit. Inhaltliche Werte können und dürfen keine Rolle spielen. „Ist das Gefühl einmal ausgeschaltet, so funktioniert der hörige Mensch tadellos und zuverlässig.“<sup>110)</sup> Die Integration der so überwältigten Menschen erfolgte so aufgrund einer „Versöhnung aus Angst“ mit der unversöhnten und unversöhnbaren Welt, im Sinne einer Identifikation mit dem Aggressor.<sup>111)</sup>

In diesem Sinne überlagerten sich die persönlichen psychischen Bedürfnisse Friedrich Wilhelms dank den uneingeschränkten Befehls- und Gestaltungskompetenzen eines absoluten Monarchen den zeitgemäßen Tendenzen des Zivilisationsprozesses zu vergrößerter Affektkontrolle und Selbstbeherrschung und erzeugten einen neuen Sozialcharakter und eine nationale Tendenz Preußens, die die preußische Großmacht, das „Wunderwerk aus abstraktem, kategorischem Pflichtgefühl, spartanischer Einfachheit und Stärke, muskelstraffer Befehlsautonomie, monumentaler Pedanterie und exakter logischer Systematik“ erst möglich machten.<sup>112)</sup>

Der preußische Staat wäre ohne Friedrich Wilhelm I. nicht zu europäischer Geltung gelangt, wahrscheinlich hätte er – ohne ihn – im besten Falle ein ähnliches Schicksal wie die deutschen Mittelstaaten erlebt, meint Hans Roeseler, der sorgfältige Deuter Friedrich Wilhelms.<sup>113)</sup> In ungewöhnlichem Maße verstand es Friedrich Wilhelm, dem neuen preußischen Staat und seinen Menschen seinen persönlichen Stempel aufzudrücken. In diesem *inneren* Sinne war Friedrich Wilhelm I. – nach dem Worte Gustav Schmollers –

<sup>110)</sup> Alice Miller, *Am Anfang war Erziehung*. Frankfurt am Main 1980, 103.

<sup>111)</sup> Fred Weinstein/Gerald M. Platt, *Psychoanalytische Soziologie*. München 1975, 21; Theodor W. Adorno, *Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie*, in: ders., *Sociologica I*. Frankfurt am Main 1955, zit. nach Alexander Mitscherlich, *Der Kampf um die Erinnerung*. München 1984, 190.

<sup>112)</sup> Roeseler, *Friedrich Wilhelm I.* (wie Anm. 14), 117.

<sup>113)</sup> Ebd.

Preußens „größter innerer König“: ein Soldatenkönig der Seelen.<sup>114)</sup>

Und in diesem Sinne ist die vorliegende Arbeit auch ein Versuch, mit Hilfe der Erkenntnisse der modernen Tiefenpsychologie den Zusammenhängen zwischen Individuum und Kollektiv, zwischen Persönlichkeit und Geschichte auf einer neuen Stufe der Erkenntnismöglichkeiten nachzuspüren.<sup>115)</sup>

<sup>114)</sup> *Schmoller*, Die innere Verwaltung (wie Anm. 11), 16.

<sup>115)</sup> Weiterführende Literatur zur Verwendung tiefenpsychologischer Ansätze in der historischen Forschung vgl. u. a. *Alain Besançon*, L'histoire psychanalytique. Une anthologie. Paris 1974; *Geoffrey C. Cocks/Traves Crosby*, Psychohistory. New Haven 1986; *Saul Friedländer*, Histoire et psychanalyse. Essai sur les possibilités et les limites de la psychohistoire. Paris 1975; *Peter Loewenberg*, Psychohistory, in: The Past Before Us. Contemporary Historical Writing in the United States. Ed. by Michael Kammen. Ithaca, N. Y./London 1980, 408–432, wieder abgedr. unter dem Titel: Psychohistory: An Overview of the Field, in: Peter Loewenberg, Decoding the Past. The Psychohistorical Approach. New York 1983, 14–41; *Kurt R. Spillmann*, Einführung in die Psychohistorie, in: Kindler-Enzyklopädie ‚Die Psychologie des 20. Jahrhunderts‘, Bd. 15. Zürich 1979, 761–769.